

VIA NEGATIVA SERIE

WIR SIND HALT IDIOTEN



BASU WINTER

VERLIERER VERLAG

Basu Winter

Wir sind halt Idioten

Roman

Wir sind halt Idioten

VIA NEGATIVA SERIE BELLETRISTIK

©2025 Verlierer Verlag

Cover-Design: Luan Gabian

VerliererVerlag.com

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Als ich in den Fernsehraum komme, ist mein Platz besetzt. Ein neues Gesicht, wie fast immer an einem Wochenende.

„Und?“, fragt Marta. „Wie war dein Tag?“

„Schön“, sage ich, „sehr schön.“

„Max, das ist Ela.“

„Hallo!“, sage ich.

Die Neue antwortet überhaupt nicht. Blickt nicht mal auf. Sitzt nur zusammengekauert auf meinem Stuhl und glotzt auf die Fliesen vor ihren Füßen, Fingernägel kauend. Manche schämen sich eben, hier gelandet zu sein. Die kommen ja hierher, weil sie total vereinsamt sind. Wenn sie sich nicht mehr aus dem Haus trauen, spinnen sie sich nicht nur immer weiter ein in ihre eigene Welt – mit der Zeit vergessen sie auch, wie man sich zu verhalten hat unter Menschen. Sie werden einfach immer komischer. Ein Teufelskreis. Bis sie es irgendwann nicht mehr aushalten so allein in ihrer eigenen Welt. Dann schlucken sie eine Schachtel Tabletten oder suchen Hilfe.

Wenig später, als alle sitzen, hat Ela ihren Zusammenbruch, während Brad Pitt alias Tristan gerade versucht, das Kälbchen aus dem Stacheldraht zu befreien, in dem es sich verfangen hat, genau wie Tristans kleiner Bruder Samuel damals im Krieg gegen die Deutschen. Später besucht Susannah (Samuels Ex-Verlobte) Tristan im Gefängnis, das ist meine Lieblingsszene, Susannah berichtet von ihrer ersten öffentlichen Rede als Gouverneursfrau (sie hat Alfred, Tristans älteren Bruder geheiratet, obwohl sie Tristan liebt), und die Tränen brechen den

Wortwall, und alles Gewesene atmet noch einmal Gegenwart, die zukunftslos ist, das wissen beide, und da ist die Liebe, und da ist der Schmerz, der ihre Tiefe ist, da ist die zitternde Hand und das ewige Gitter und der Abschied für immer und nie.

Ela jedenfalls hat ihren Heulkampf nicht des armen Kälbleins wegen, wie alle vermuten, sondern, wie sich ein paar Szenen weiter herausstellt, aus Paranoia. Sie meint, wir könnten sie nicht leiden und sprächen deshalb kein Wort mit ihr. Dabei wollen alle nur den Film sehen, wie ihr Marta, die Mutter Theresa der Station, sofort versichert, Händchen haltend, und alle nicken und bald ist alles gut und Ela strahlt und stopft sich einen Berliner ins Maul.

Lügen sind die beste Therapie.

Da wir beide noch nicht schlafen können, setzen Karl und ich uns nach dem Film im Aufenthaltsraum ans Schachbrett. Es sieht mal wieder nach einer klaren Niederlage für ihn aus. Obwohl er der bessere Spieler ist. Ehemaliger Vereinsspieler. Zudem liest er dauernd irgendwelche Schachbücher und studiert die Partien der Großmeister. Ich eröffne wie immer nach Lust und Laune, aber Karl weiß gleich, wie der Hase läuft: „Ah, heute spielst du französisch! Gut, gut!“

Da er nebenbei mit Richard über die geistigen Wurzeln der Pädagogik diskutiert, habe ich dennoch leichtes Spiel. „Kant, ja, sicher. Aber was ist mit Aristoteles? Den unterschlägst du einfach!“

Nachts liegt Karl genauso oft wach wie ich. Wenn er denkt, ich schlafe, schleicht er raus und läuft im Flur hin und her und wieder hin. Oder er bleibt im Bett liegen und wälzt sich von einer Seite zur andern, bevor er's nicht mehr aushält und das Licht anknipst und zum Wandschrank hastet, um Ewigkeiten nach irgendeiner Antwort zu kramen, Schläfen reibend. Wenn er merkt, dass ich auch wach liege, macht er gleich das Licht an. Dann weiht er mich ein, welche Frage ihn gerade beschäftigt. Es ist immer was anderes: Wo im Gehirn sitzt das Gefühlszentrum. Welchen Gesetzen folgt das Denken. Warum kam es zum Urknall. Wie lange lebt ein Schmetterling. Was würde Hegel zur Gentechnik sagen. Wie entsteht Krebs. Wie ist die sizilianische Eröffnung am besten zu kontern. Wer hat die Bibel geschrieben. Wie kann es (verdammt noch mal) sein, dass wir hier sehen können, was eine Kamera am andern Ende der Welt gerade filmt. Karl ist dauernd mit seinen Karteikarten beschäftigt. Mittlerweile ist der halbe Wandschrank voll, zumal er jedes Wochenende mehr aus seiner Sammlung anschleppt. „Lies ruhig drin“,

sagt er, „aber bring nichts durcheinander!“ Dabei ist alles durcheinander. Man findet nie, was man sucht – obwohl die Karten alphabetisch geordnet sind. Einmal zum Beispiel will ich etwas zur Rubrik Schach lesen – und was finde ich:

Schach, Samuel, Bangkok Post, 24.12.03: BIKER KILLED IN CROCODILE ATTACK, 80 kilometres from Darwin, Australia: „...2 minutes later the croc brought Brett to the surface and pretty much showed him off to us and off he swam.“

Karl erklärt: „Die Kategorisierung nach Wissensbereichen hat einfach nicht funktioniert, da gab es zu viele Überschneidungen! Du musst nach dem Familiennamen des Autors suchen! Wo mir der Autor nicht bekannt ist, kategorisiere ich nach Informationsquellen.“ Folglich findet auch Karl nie, was er sucht, wenn er nachts die Kartei durchgeht, sondern irgendwelche anderen Informationen, an denen er dann hängen bleibt. Er schweift einfach ab. Letztlich vergisst er dann die ursprüngliche Frage, holt eine leere Karteikarte hervor und notiert die neue Frage unter dem entsprechenden Stichwort. „Das muss ich mal in Ruhe recherchieren.“

„Man kann nicht alles wissen“, sage ich ihm oft.

„Aber das“, sagt er dann, „das ist doch wichtig!“

Oft liegen wir auch nur und philosophieren. Stundenlang. Was ist Zeit. Was ist Kunst. Was ist Gott. Was ist Liebe. Oder wir sprechen über persönliche Dinge. Manchmal erzählt Karl von seinem Leben, von seiner ersten Einweisung.

„Ich war damals Anfang zwanzig und für Kunstgeschichte und Biologie eingeschrieben, habe mich aber hauptsächlich mit chinesischer Philosophie beschäftigt. Irgendwann, als ich im Garten saß, stand er dann vor mir: Laotse höchstpersönlich! Zuerst hab ich gelacht. ‚Das soll wohl ein Scherz sein!‘, hab ich zu ihm gesagt. Es war aber kein Scherz...“

Mit den Jahren hat Karl den Spieß umgedreht. Behauptet er zumindest. „Den Stimmen und Visionen ihren Platz zugewiesen“ habe er, sagt er, „und die vermeintlichen Einschränkungen, die sehe ich von der anderen Seite her, und dadurch öffnen sie sich als Räume der Möglichkeiten.“ Meiner Ansicht nach ist Karl ein Pionier in dieser Hinsicht. Wobei ja jeder Pionier ist, der geistiges Terrain betritt, das sich jenseits aller existierenden Landkarten befindet. Es hat ja auch jeder Halluzinationen, was sind denn Gedanken sonst, was sind Erinnerungen

und Träume, wer sagt denn, dass wir nicht alle immer nur Gespenster sehen?

Später im Bett notiere ich:

„Der Geist ist der leere Raum, in den die Fragenden fallen und die Antwortenden, er ist der Ozean, in dem das Denken schwimmt und so mancher ertrinkt. Nur ist das Ertrinken nicht bloß ein Ende. Von der anderen Seite her betrachtet ist es ein neuer Anfang.“

∞

Der Weg von der Hauptstraße zum Kloster ist breit genug und sogar geteert. Man weiß nicht, wieso keins der Sammeltaxis einbiegt. Also Fußmarsch in sengender Hitze mitsamt Reisetasche. Schiller nimmt's als ersten Härtetest. Die Landschaft: nichts als Kokospalmen, so weit das Auge reicht, rechts wie links. Offenbar Plantagen. Hier und da ein Haus. Ein Hof. Ein Hahn. Ein Huhn. Ein Hund. Dann plötzlich ist die Straße nur noch Kiesweg, der sich durch ungezügelt wachsendes Grün schlängelt.

Ein kleiner Rucksack wäre optimal gewesen...

Silent Retreat. Für Schiller ist es das erste Mal. Der Entschluss fiel von selbst. Bei der Zwischenlandung in Bangkok kam Schiller wider Willen mit einem jungen deutschen Pärchen ins Gespräch, das neben ihm an der Bar saß. Der Blondschof schielte ständig zu Schiller hinüber.

„Deutscher?“, fragte er schließlich.

„Ja.“

„Und wohin geht's, wenn ich fragen darf?“

„Rangoon.“

„Da kommen wir gerade her!“

Schiller nickte und tat, als lese er in der Getränkekarte. Ihm war nicht nach Unterhaltung. „Gott, tut das gut, endlich mal wieder ein Bier zu trinken!“, fing der Blondschof wieder an und blickte Schiller erwartungsvoll an. Schiller winkte dem Barmann für die Rechnung. Aber er wollte nicht unhöflich sein – ob es in Burma kein Bier gebe, fragte er und zählte schon die Scheine.

„Doch, doch“, sagte der Blondschof lachend. „Aber wir waren im Kloster.“

„Ja“, stimmte seine rothaarige Gefährtin ein. „Es war eine Erfahrung!“
Was Schiller von den beiden weiß: Man lebt für zehn Tage vollkommen

abgeschottet von der Außenwelt. Es darf kein einziges Wort gesprochen werden. Kein Strom, kein Telefon, keine Musik, keine Bücher, nicht einmal selber schreiben ist erlaubt. Ansonsten gelten übliche Klosterregeln: Keine Nahrungsaufnahme nach dem Mittag. Verzicht auf jedweden Luxus – sprich: kein heißes Bad, keine Hautcreme, keine Federkernmatratze, kein Bierchen nach getaner Arbeit, keine Zigarette danach, überhaupt kein Danach, denn Verbot von Sexualität jedweder Form. „Ganz schön hart“, lächelte die Rothaarige, „das durchzuziehen!“ Sie kennt Schiller nicht. Schiller ist nicht der Typ, der einmal Vorgenommenes in den Wind schlägt. Zehn Tage? Ein Klacks! Und ein guter, ein vernünftiger Start in ein neues Leben. Schließlich will er die Zeit in Burma mit Anstand hinter sich bringen. Buddhismus – warum nicht? Man hört viel davon, nicht nur in den Medien, auch von Patienten, sogar eine Kollegin ist auf dem Trip. Anreiz genug, der Sache auf den Grund zu gehen. Außerdem drängt es Schiller geradezu, etwas zu tun, was mit J unvorstellbar gewesen wäre – denn alles andere geriete schlichtweg zur Farce, zur bittersüßen Unerträglichkeit. Mit J wäre er niemals im Kloster gelandet, natürlich nicht. Man wäre per Jeep durch das Land gefahren, J auf dem Beifahrersitz, den Reiseführer auf dem Schoß, die linke Hand auf Schillers Bein, ihre großen Augen hätten die Landschaft aufgesogen und Schiller hätte immer wieder anhalten müssen, damit sie aus dem Wagen hätte hüpfen und ein paar Meter in ein Reisfeld stapfen können, bis zu den Knien im Schlamm versinkend, lachend.

Vom Fußmarsch war keine Rede gewesen...

Der Blondschoß hat alles korrekt aufgezeichnet. Schon von Weitem liest Schiller die Inschrift auf dem kleinen Holzschild: Chan Yakitha. Der junge Mönch am Eingangstor lächelt freundlich und führt Schiller zu einer kleinen Sitzecke im Schatten. Eine Nonne in weißer Kutte, kahlgeschoren wie die Mönche, reicht lächelnd Tee und eine Auflistung der Hausregeln. Zu jeder Regel liest Schiller das Kleingedruckte. Regel Nummer eins lautet, man solle im Schweigen verweilen. Reden sei eine große Gefahr für den Fortschritt zur Innerlichkeit, so die klein gedruckte Erläuterung. Eine Plauderei von fünf Minuten, heißt es, könne die Konzentration für den ganzen Tag zerstören — Die Statuten sind streng, aber Schiller unterschreibt den Vertrag ohne zu zögern. Auf das Angebot der Nonne, seine Wertsachen im Safe zu deponieren, reicht er ihr Geldbörse und Reisepass. Dann zeigt sie noch auf einen Stapel

Heftchen auf dem Tisch, die Lehren des Buddhas, vom Abt des Klosters verfasst, erklärt sie, und Schiller nickt zum Dank und nimmt ein Heft mit. Der Mönch weist den Weg. Vorbei an Kokospalmen, den Schlafstätten der Frauen und zwei kleinen Tempeln führt er Schiller zum Schlafrakt der Männer. Durch ein großes Holztor geht es in den begrasteten Innenhof. Da und dort auf der Wiese stehen runde Steinbecken, offenbar sammelt sich hier das Regenwasser. Ringsum die Zellen. Der Mönch reicht Schiller ein kleines Vorhängeschloss, zeigt auf eine der Zellen und geht.

Schiller öffnet die Holztür. Zwei mal zwei Meter, mehr misst der Raum nicht. Nur durch das kleine vergitterte Fensterchen fällt ein wenig Licht. Das Inventar: ein Moskitonetz, darunter eine Steinplatte, ungefähr auf Hüfthöhe, offenbar das Bett. Eine Rattanmatte ersetzt die Matratze, ein halbmondförmig geschnittes Stück Holz das Kopfkissen. Ringsum Betonwände, dunkelgrau. Schiller stellt die Tasche ab, schließt die Tür, entrollt die Rattanmatte auf der Steinplatte, kriecht unter das Moskitonetz und legt sich nieder. Obschon es erst früher Abend ist. Obschon er die Begrüßungsrede des Abtes verpasst. Obschon es laut den Hausregeln verboten ist, tagsüber in der Zelle zu verweilen.

J — Schiller wusste nicht einmal, ob sie tatsächlich in der Maschine sitzen würde. Natürlich fuhr er trotzdem zum Flughafen. Den Moment, als sie endlich aus dem Zollbereich kam, wird er nie vergessen. Man hatte Angst, sie könnte jeden Moment zur Seite kippen mit ihrem Rucksack auf dem Rücken, der fast so groß war wie sie selbst. Ihre braungebrannte Haut.

Das Strahlen in ihren Augen.

Sie sah so glücklich aus.

Ihr Lachen, als sie ihn sah. Ihr Winken.

Unvergesslich der Moment, als sie ihm in die Arme fiel, ihn umschlang und küsste. Es war anders als je, Schiller war anders als je, er zitterte am ganzen Leib und rang nach Atem wie ein an Land gespülter Fisch. Er drückte sie an sich, dass sie meinte, er breche ihr alle Rippen. Er liebte wie noch nie.

Unvergesslich auch die Fahrt nach Hause. Es sprudelte nur so aus ihm heraus. Die Monate ohne sie voll zärtlicher Sehnsucht, der Stress der letzten Nachtdienste, die Vorfreude auf die vier Wochen Urlaub, auf die gemeinsame Asienreise.

Dann ihre Bitte, kurz anzuhalten. Ein LKW fuhr links vorbei, der

Fahrer hupte und gestikulierte wie wild, weil Schiller den Standstreifen blockierte. Js entschuldigendes Winken aus dem Beifahrerfenster, Js unbeschwertes Lachen. Ihre Hand, die in Schillers lag. Ihr zärtlicher Blick. Ihr ernster Blick. Ihr Geständnis. Kein Seitensprung. Liebe auf den ersten Blick. „Es ist einfach passiert!“

Was für eine Rolle das denn spiele, aber gut: ein Peruaner!

Weitere Fragen beantworte sie nicht. „Es macht keinen Sinn.“

Schillers Schreikrampf. Sein Heulkampf. Ihr Streicheln seines Hinterkopfes, genau über der Narbe. „Es tut mir sehr leid.“

Sein Kollaps am Lenkrad.

Sie musste weiterfahren. Sie fuhr nicht nach Hause. Zu Hause gab es nicht mehr. Gegenüber dem Bahnhof hielt sie an. Wohin sie denn wollte, verriet sie nicht. Sie drückte noch einmal Schillers Hand, strich ihm noch einmal über das Haar. „Es tut mir sehr leid.“

Dann stieg sie aus, nahm den Rucksack vom Rücksitz und ging.

Schiller liegt flach auf dem Rücken. Regungslos, starr sogar der Blick. Wie ein Toter.



Sonntagmorgens ist kein Mensch auf der Straße, am Himmel hängt es grau und selbst die Schwalben haben keine Lust zu fliegen. Ich muss an den Braunbären denken und sein riesiges Maul, in dem Tristan verschwindet, Kopf zuerst, zum Glück. Dann sehe ich, sozusagen als Spiegelbild dazu, noch einmal den ganzen Berliner in Elas Maul verschwinden, und je länger ich mir das Bild anschau, desto mehr erinnert mich Ela an Charlie im Spielfilm „The Whale“, nicht nur von der Fettleibigkeit her, sie sieht auch aus wie Brendan Fraser, von der Augenpartie über die Adlernase bis hin zum Igelschnitt. Assoziationen entstehen von ganz allein, wenn man nach dem Aufwachen die Arme hinterm Kopf verschränkt und an die Decke starrt. Als Film, der sich quasi selber dreht, nur für mich. Und mit mir als alle Protagonisten. Ich bin nicht nur Tristan, der aufgefressen wird, und Charlie, der sich totfrisst, ich bin auch Tristans Bär und Charlies Pizzalieferant und leider auch Ela. Aber als ich. Deshalb bleibe ich ja liegen, wenn jemand Neues auf Station gekommen ist. Weil ich jedes Mal anders auf mich schaue und mich dadurch quasi immer neu erfinde.

Ela betreffend muss ich mich nicht groß umsehen in mir, ich kann ein Lied von der Angst, nicht zu genügen, singen. Schon mit sieben konnte ich vor einer Mathearbeit die ganze Nacht nicht schlafen, und noch heute, mit 42, träume ich hin und wieder, ich falle durchs Abitur. Ich stürze auch ständig mit dem Flugzeug ab und fahre mit dem Auto vor die Wand. Totalschaden nicht als unglückliche Fügung, sondern infolge eigenen Totalversagens. Das alte Lied der Selbstverhexung, von der weißen Schlange gesungen, und der blaue Wal ist die fette Schutzschicht, die mit der Zeit wächst wider deine eigenen Bisse, wider dein eigenes Gift. Wider das heimliche Wissen, dass du krachend durchfällst in der Selbstbeurteilung und dieses Urteil auch gespiegelt siehst im Auge der Welt. Da kannst du dein Abitur mit 1,0 bestanden und das Zeugnis im Original vorliegen haben, du glaubst es dir trotzdem nicht. Weil du insgeheim weißt, dass es eigentlich nicht wahr ist, dass du in Wirklichkeit durchgefallen bist. In jeder Hinsicht. Das ist das Lied, das du immerzu im Hintergrund hörst, so dass du meinst, dass die Welt es singt. Natürlich täuschst du dich. Nicht etwa, weil die Welt dich anders sieht. Sondern, weil sie dich überhaupt nicht sieht. Du gehst der Welt am Arsch vorbei. Das ist natürlich zunächst einmal ein Schock. Aber es ist ein befreiender Schock. Aus ihm heraus lacht der dicke Buddha sich kaputt. Über sich lacht er – und damit über die ganze Welt. Ist der Vorhang einmal gefallen, dann ist das Theater im Grunde vorbei. Was übrigbleibt davon an Albträumen, sind nicht nur Spuren ins Gewesene, es sind auch Einladungen, die Spuren zurückzuverfolgen und nachzuvollziehen, was mit Menschen geschieht – wie es funktioniert, das Hexenwerk, wieso es sich singt in uns, das unselige Lied. Der Braunbär indes ist für mich der dicke Bauch des lachenden Buddhas, und dass er Tristan verschlingt, das ist das Verstummen des Liedes. Der Film ist damit zu Ende, sicher. Aber Tristan ist nicht tot, das Leben geht weiter.

Es geht schon gegen Mittag, als ich endlich aufstehe und – wie immer blind – die Karteikarte des Tages aus Karls Wandschrank picke:

Frisch, Max: „Warum ist es immer heute?“

Der Mann hat Recht! Immer ist es heute, obwohl Stunde um Stunde und Tag um Tag vergeht in unerhörter Folgerichtigkeit zeitlicher Kontinuität. Morgen ist es wieder heute, da gibt's kein Vertun. Auch wenn es übermorgen gestern ist. Und dann gleich wieder der nächste Tag – und wieder ist es heute.

Was soll das?

Tage akkumulieren sogar – unmerklich, heimlich, hinterfotzig sind plötzlich Jahre vergangen, nur weil morgen heute wurde, Tag um Tag. Jahre akkumulieren ebenso hinterfotzig – und am Tag, an dem du abkratzt, ist es wieder heute, jede Wette.

Was soll das?

Gut, meinetwegen, man kann, will man nicht in Tagen denken, das Heute noch spezifizieren, auf die Hundertstelsekunde genau: jetzt! Immer ist es überall jetzt – irgendwo nimmt sich jetzt einer das Leben, anderswo erblickt ein kleiner Mensch das Licht der Welt, jetzt, und kann's nicht fassen, genauso wenig wie die glückliche Mutter, irgendwo vögeln Pärchen, dass alle Nachbarn es hören, wieder anderswo brechen Herzen, genau jetzt. Zwei Autos, eine Unachtsamkeit, zwei Tote, jetzt. Zwei streiten, dass die Kinder weinen, ein müder Kellner kratzt sich den Hoden, ein altes Herz hört auf zu schlagen, jetzt. Ein Junge seziert eine Ameise bei lebendigem Leibe, ein Betender kniet am nächtlichen Ozean nieder, ein Alter findet den Weg nicht mehr, ein Obdachloser erwacht in seiner eigenen Kotze, eine Studentin liest Goethes „Faust“ bei Kerzenlicht, ein Vater vergewaltigt seine kleine Tochter, eine Stewardess teilt lächelnd Kopfhörer aus, und mancher Menschen Sehnsucht rennt ins Leere, just in diesem Moment. Was nicht alles geschieht, was man nicht alles verpasst in diesem einen Augenblick! Und was man nicht alles niemals erleben, niemals verstehen wird – man könnte verrückt werden! Immer nur Bruchteilchen des Ganzen, das eigene Jetzt, die eigene ach so unsagbar lächerlich beschränkte Sicht der Welt – schlimm, das zu wissen!

Hinzu kommt, dass selbst das Gewusste gar nicht stimmt bei näherem Hinsehen. Kalendermonate etwa, Wochentage, Uhrzeiten – alles reine Menschenerfindung. Es ist zum Beispiel gar nicht Sonntagvormittag – man ist umsonst deprimiert!

Entsprechend schießt du deine Silvesterraketen völlig umsonst in den Himmel, und du feierst natürlich auch umsonst Weihnachten oder Geburtstag. Auch ist deine Brust von jeher umsonst stolz angeschwollen, wenn die Nationalhymne erklingen ist, es gibt nämlich gar keine Länder, die roten Linien auf dem Globus hat der Mensch sich von jeher immer nur ausgedacht, Gott weiß, wofür. Namen sind natürlich auch nur in die Leere gepustete Seifenblasen, genauso wie Titel, es gibt ja nicht einmal ein Abitur, geschweige denn den

Hochschulabschluss. Du kannst noch so viele Urkunden und Zeugnisse zum Beweis vorlegen, bei genauerem Hinsehen ist dein Lebenslauf von vorn bis hinten reine Fantasie.

Nicht einmal dein Haus ist nicht wirklich deins, das Grundbuch wurde nur erfunden, damit du dir einbildest, Mutter Erde würde kleine Stückchen Land verkaufen. Von den bedruckten Fetzen Papier in deiner Sparbüchse müssen wir gar nicht erst anfangen. Oder der Ehe. „Hiermit erkläre ich Euch zu Mann und Frau!“

Kaum zu glauben eigentlich, dass da Tränen der Rührung fließen. Aber gut, man landet ja auch wirklich im Gefängnis, wenn man seine Steuern nicht zahlt, oder in der Klappe, wenn man das ganze Theater leid ist und der Welt gute Nacht sagen will. Gesetze und Gerichte, auch Erfindungen der abstrusesten Art, monströs geradezu!

Oder Gebote, Kopftücher, Gewänder, Uniformen überhaupt. Dass man dran glaubt, dass man stramm steht davor, dass man sich wichtig fühlt darin, dass es plötzlich ernst sein soll und etwas anderes, als wenn Kinder Cowboy und Indianer spielen! „Jawohl, Herr Oberstleutnant, zu Euren Diensten, Hochwürden, natürlich, Herr Professor, sofort, Frau Präsidentin!“, heißt es allen Ernstes, und man muss es sich auf der Zunge zergehen lassen allein von der Sprache her! – schließlich ist die ja auch nur erfunden, Worte an sich sind doch vollkommen aus der Luft gegriffen. Bis auf einige Ausnahmen vielleicht, „Uff!“ zum Beispiel oder „Iiuh!“ oder „Oh!“ . Und „Ah!“ beziehungsweise „Aua!“ . Vielleicht auch ein paar längere Worte wie „Miau“ oder „Wuff“ oder „Kuckuck“ . Aber „Ich“ zum Beispiel, was soll das sein? Oder „haben“ oder „Hunger“ . „Ich habe Hunger!“ – wo kommt das her, was soll das?

Und so ist es mit allem, was man so kennt und, naiv, wie man ist, für bare Münze nimmt. Wenn man das Sparschwein irgendwann aufbricht und Münze für Münze genauer unter die Lupe nimmt, entpuppt sich jede einzelne als schlechte Fälschung. Und zwar ausnahmslos.

Was natürlich den dringenden Verdacht nahelegt, dass es sich bei einem selbst ebenfalls um eine schlechte Fälschung handelt. Dass der Zweck des eifrigen Sammelns vielleicht immer nur darin bestand, kunstvoll zu kaschieren, das an einem selbst auch nichts echt ist und das eigene Leben reines Theater. Dass man das Lied der Selbstverhexung heimlich gerne singt und sogar selber komponiert, weil alles Gift auch heilsam ist und ohne die Schlange alles noch viel schlimmer. Denn in Wirklichkeit ist ja nicht nur dein Abitur gefälscht, sondern alles an dir, von der

Geburtsurkunde, bis zum Grabstein hin. „Hier ruht x, geboren y, gestorben z. Es stimmt einfach nicht, es stimmt einfach nichts. Darum sieht die Welt ja auch an dir vorbei – weil es dich eigentlich gar nicht gibt.

Überhaupt, der Mensch, dieses Wesen, das imstande ist, Derartiges zu denken – ein Organismus, der hauptsächlich aus Wasser und Luft besteht. Des Menschen Inneres will man sich erst gar nicht vorstellen. Darmschlingen, bevölkert von Milliarden Mikroben, schön versteckt unter der Bauchdecke, zwanzig Meter oder noch länger, eine endlos stinkende Kotstraße in Richtung Anus, und nur zwei kleine Schließmuskeln am Ende des Tunnels ersparen uns bis auf Weiteres die Windel.

Was soll das?

Oder nehmen wir nochmal die Erfindung namens Ehe, die Spuren vom Altar aus zurückverfolgend. Zum ersten Kuss, zum Beispiel. Der wurstförmigen rosa Zunge, die sich in die obere Öffnung der Kotstraße des andern schiebt – eine von Milliarden Mikroorganismen bewohnte Höhle des Grauens, eine düstere Brutstätte zehntausender Krankheiten, die von Natur aus nicht nach Menthol riecht, sondern nach Fäulnis und Tod – und von der dort ansässigen Zunge empfangen wird, die dann ihrerseits sich vorschiebt in das fremde Maul.

In der ersten gemeinsamen Nacht verschiebt sich das Spiel Richtung Ende des Tunnels, hier die Blutwurst, die aufgeht wie ein Hefeteig und fast aus allen Nähten platzt, dort die glitschige Höhle, die schimmelt vor Pilzen und sich öffnet zum Kopf der Wurst hin, auf dass er hineingleite, tiefer und tiefer, bis die ganze Wurst darin verschwunden ist. Und nachher sagt man: „Ich liebe dich.“

Überhaupt das Spiel mit den zwei Hälften. Rechtes und linkes Herz, rechtes und linkes Hirn, zwei Hände, zwei Füße, zwei Eier, zwei Titten. Was soll das? Es kann doch nicht gesund sein, man ist doch gespalten nicht nur vom Kopf, sondern vom Ganzen her, wir denken und sehen und fühlen doch notgedrungen von Grund auf schizophren! Wie sonst könnte der Mensch von außen auf sich schauen und mit solcherlei Betrachtungen daherkommen – während er doch drin ist in sich? Es ist doch gar nicht möglich, es muss doch Einbildung sein, eins von beiden muss doch mindestens Einbildung sein.

Am Nachmittag geht Schiller doch noch zu einer der Einführungen: Qi Gong.

Der Lehrer steht vorn auf dem Podest und strahlt. „Hello, everybody! It's wonderful to be here with you! My name is Jan.“

Er darf natürlich reden während der Übungen, die er ja erklären muss, nicht nur vom Ablauf, sondern auch von der Philosophie her.

„What I want to teach you: Sheng Zhen Wiji Yuan Gong!“

Der Meister dieser Qi-Gong-Art habe vor wenigen Jahren die Eingebung gehabt, alles hinter sich zu lassen, um fortan nur noch diese eine Qi-Gong-Art zu lehren –

und zwar nach theoretischer wie praktischer Anleitung von jenseitigen Kräften. Schiller wartet auf die Pointe. Stattdessen startet das Warm-up. Einige der anderen Touristen blicken auch ungläubig drein – eine von höheren Mächten inszenierte Esoterik-Show!

Fisherman on his boat – Jan demonstriert: Arme nach vorn werfen und in Stirnhöhe zurückziehen, Ellbogen außen, Hände mittig, sodass die Handinnenflächen sich der Stirn nähern. Mittels dieser Übung, so erklärt er, werde Lebensenergie in das hinter der Stirn befindliche Energiezentrum geführt. „Begiiinnn!“

Schiller schließt die Augen, einen Moment lang ist er wirklich auf dem Ozean. Zehn Tage kreuz und quer durch die Antillen, eine leichte Brise, das Segelboot davon gewiegt trotz Anker, J, wie sie dasitzt, aufrecht und still, die Lider geschlossen in der prallen Sonne, ein leises Lächeln auf den Lippen, Schiller, der reglos liegt, dem Rhythmus des wogenden Meeres ergeben, und nur das Schaukeln des Bootes bewegt das Liebesspiel, und im Geiste nur streichelt seine Hand ihre nackten Brüste. Der Horizont in warmes Gelb getaucht.

Noch einmal, ruft Jan, für die Traumtänzer: ausatmen beim Strecken der Arme, einatmen bei der Bewegung der Hände in Richtung Stirn. Der Fischer steht auf seinem Boot, blickt in den Sonnenaufgang über dem Ozean und atmet ihn in sein drittes Auge. „Begiiinnn!“ Als er die Hände wieder und wieder nach vorn wirft und die Kraft der Sonne wieder und wieder zur Stirn führt, vermeint Schiller einen Augenblick lang, die Energie zu spüren, die seine Hände auffangen, ein weißes Licht vielmehr, welches das Hirn durchdringt. Die Kraft der Imagination! Jan streckt die Arme gen Himmel. „Now become a giant! Let the energy

of the universe melt and condense inside your belly! Begiiinnn!“

Und alles sammelt die universelle Energie im eigenen Nabel!

Als Psychiater hat man es natürlich täglich mit Patienten zu tun, die derlei Spiele der Imagination leider nicht von der Realität unterscheiden können. Frau Zell zum Beispiel, die Schiller noch im Detail präsent ist, aber nicht des Falles wegen, sondern aufgrund des Disputs mit Schwester Swetlana seinerzeit – und ihrer Hetzjagd gegen ihn in den Wochen und Monaten danach, die ihn letztlich den Job kostete. Schiller selbst schrieb den Aufnahmebericht.

Diagnose: reaktive Depression.

Erfüllte Diagnosekriterien: traurige Stimmungslage, Interessenverlust, Antriebsschwäche, Schlaflosigkeit und Appetitverlust seit mehr oder minder drei Wochen. „Sie kocht und isst überhaupt nicht mehr“, ergänzt der Ehemann.

Nach Schillers Ermessen dürfte die Krise durch den Entschluss des Ehemanns zur Trennung, die Enttäuschung, da die Söhne zum Vater wollten, und das Vakuum, das eine Hausfrau in solch einem Falle überkommt, hinreichend erklärt sein – zumal keine psychiatrische Vorgeschichte existierte. Unklar schien nur, ob der Mann die Frau nicht hergebracht hatte, um sie loszuwerden. Denn dem gemeinsamen Entschluss, dass sie sich eine Wohnung suche, war sie nicht nachgekommen. „Sie sitzt nur so da – seit Wochen, Tag und Nacht. Das alles ist den Kindern nicht mehr zumutbar.“

Die Patientin wirkte sehr in sich gekehrt und redete kaum. Natürlich stand sie zunächst unter besonderer Beobachtung. Die stündlichen Einträge in die Verlaufskurve waren seit ihrer Aufnahme nahezu identisch:

„Frau Z. sitzt allein im Aufenthaltsraum.“

„Frau Z. liegt wach und schaut aus dem Fenster.“

Da eine Suizidgefahr nicht sicher ausgeschlossen werden konnte, wurde die Patientin nach einigen Tagen auf Schillers Station verlegt: Station 2a, geschlossene Abteilung.

In der dritten Einzelsitzung sprach Frau Zell erstmals über ihre ehelichen Konflikte, als die Leitende Oberärztin Frau Dr. Becker das Gespräch unterbrach, weil sie dringend einige Akten aus dem Arztzimmer benötigte. Als sie wieder gegangen war mitsamt den Akten, bemerkte Frau Zell wie beiläufig: „Diese Frau macht mich traurig.“ „Warum denn?“, fragte Schiller.

„Resignierter Idealismus“, antwortete sie.

Als Schiller nachhakte, wie sie denn darauf käme, schwieg sie lange und fragte dann:

„Versprechen Sie mir, niemandem davon zu erzählen?“

Schiller nickte und erklärte, dass er das gemäß der ärztlichen Schweigepflicht ohnehin nicht dürfe. Natürlich war das nicht als Einverständnis gemeint gewesen, hinter dem Rücken des Behandlungsteams irgendwelche Geheimnisse mit einer Patientin zu hegen.

„Ich sehe die Auren der Menschen.“

„Und was bedeutet das?“

„Dass um jeden Menschen ein Energiefeld sichtbar ist – und das hat eben eine bestimmte Farbe.“

Um die Halluzination zu spezifizieren, fragte Schiller selbstverständlich nach: „Und was sehen Sie bei Frau Becker?“

„Frau Becker ist lila.“

„Sie sehen das bei jedem Menschen?“

„Ja.“

„Hm ... Und welche Farbe habe zum Beispiel ich?“

„Rot, Orange-Rot.“

„Hm ... Also sehen Sie jeden Menschen in einer bestimmten Farbe?“

„Ja.“

„Seit wann sehen Sie denn diese Farbphänomene?“

„Schon immer. Nur wusste ich noch nicht, was das bedeutet.“

„Und was bedeutet es Ihrer Meinung nach?“

„Die Farbe“, sagte sie, „verrät viel über den Menschen. Lila zum Beispiel“, sagte sie, „ist die Farbe verlorener Hoffnung.“

Schiller rieb sich die Schläfe. Die geschilderten Symptome erforderten eine diagnostische Neuorientierung.

„Und warum haben Sie nicht früher davon erzählt?“

„Ich spreche nie mit jemandem darüber. Einmal habe ich es versucht“, sagte sie, „bei meinem Mann. Der hat mich für verrückt erklärt. Und das möchte ich nicht. Für verrückt erklärt werden möchte ich nicht.“

Als Schiller sie daraufhin nur schweigend anblickte, fügte sie hinzu:

„Aber Ihnen wollte ich's erzählen.“

„Und warum?“

„Weiß ich nicht. Die Seele entscheidet, was ich wem erzähle.“

„Die Seele, so, so. Warten Sie einen Moment, Frau Zell.“

Vom Schwesternzimmer aus benachrichtigte Schiller den Oberarzt. „Ich komme mal rüber“, hieß es.

„Vielleicht stimmt’s ja?“, warf Schwester Swetlana ein, die mitgehört hatte.

„Meinen Sie das ernst?“, fragte Schiller verdutzt hinter seinem Kaffee hervor.

Swetlana schloss den Medikamentenschrank. „Ja, kann doch sein.“

„Es kann sein, dass es das wirklich gibt: Auren, Energiefelder?“, fragte Schiller ungläubig lächelnd.

Swetlana zuckte die Achseln. „Warum nicht?“, fragte sie vorsichtig.

„Eine Farbe verlorener Hoffnung?“

Swetlana zuckte wieder die Achseln. „Warum nicht?“, flüsterte sie.

„Warum nicht?“, schrie Schiller. „Warum nicht? Warum gehen Sie denn nicht mal selber in Behandlung, Schwester Swetlana? Raus hier, aber sofort!“

Swetlana lief weinend aus dem Schwesternzimmer. Kurz darauf erschien Privatdozent Dr. Fuchs, Schiller berichtete und führte ihn zu der Patientin ins Arztzimmer. Sie saß stumm da mit gesenktem Kopf, als Dr. Fuchs sich an sie wandte.

„Und ich?“, fragte er und stemmte die Arme auf die Knie. „Welche Farbe habe ich?“ „Das sage ich Ihnen nicht“, sagte Frau Zell, ohne aufzublicken.

Dr. Fuchs ließ sich nicht irritieren. „Aber Sie sehen eine Farbe?“

„Ja.“

Dr. Fuchs erhob sich. „Haldol, 20 Milligramm. Zehn morgens, zehn zur Nacht. Und dann warten wir mal ab.“

Der Gong ertönt.

„See you tomorrow!“, ruft Jan.

Zurück in der Zelle. Schiller liegt, den Kopf auf die Hände gestützt, auf der Steinplatte und studiert die Lehren des Buddhas:

„Mach dich frei von Lebenslust, von Dünkel, von Unwissenheit und der Zerstreung Wirrsal; zerreiße die Bande!

So nur erreichst du wirklich das Ende der Pein.

Wirf von dir die Kette von Geburt und Tod – du weißt, was sie bedeuten.

So, von Verlangen befreit, sollst du im Erdenleben ruhig und heiter deines Weges ziehen.“

Der Mensch, heißt es, sei Sklave seiner Wünsche.

Die Tore zur Versuchung: die sechs Sinne.

Der sechste Sinn: Vater Verstand.

Gedanken seien Dinge, Erzeuger aller Taten.

Das Wünschen aber sei der Urquell allen Leidens. Nur wer das Wünschen überwinde, nur wer den Geist zum Herren erhebe, lebe glücklich.

„Zerreiß die Bande!“

Kein Ich, kein Mein, heißt es.

Leben sei Leiden.

In der Stunde des Todes sei jeder allein.

Schiller klappt das Heft zu. Ein ziemlich depressiver Typ, dieser Buddha. Aber gut, damals hat man noch nicht wissen können, dass biochemische Prozesse für das menschliche Wohlergehen verantwortlich sind, dass es gilt, die Moleküle in Schwung zu halten, sein Leben zu organisieren, im Fluss zu bleiben – und zwar nicht nur die täglichen Pflichten betreffend, sondern auch in der Freizeit. Schiller hat damit keine Probleme: zwei Mal pro Woche Tennistraining, mittwochs Skatrunde, donnerstags mit J ins Kino gehen oder zum Italiener um die Ecke – und den Freitag entspannt ausklingen lassen, zu Hause auf der Couch den Stress vergessen. Auch an Wochenenden sollte man nicht erwarten, dass die Freude von selbst entsteht, sondern die gegebene Zeit eigeninitiativ gestalten, dann kommt man auch nicht auf trübe Gedanken. Das ist jedenfalls Schillers Erfahrung und daher sind arbeitsfreie Tage im Voraus verplant, die Spieltage mit der Klubmannschaft ohnehin, Kurztrips zu Freunden nach Paris und Lissabon, Ausflüge allein mit J, mit offenem Dach durch den Spreewald oder noch weiter, nach Wien zum Beispiel oder Mailand oder Budapest, zwei Tage lang durch fremde Städte schlendern. Und im Winter in die Schweizer Berge, die J so liebt, besonders am frühen Morgen, wenn man die Pisten für sich hat und durch Nebelschwaden fährt, mitten auf den zugefrorenen See zu, der in sanften Wogen schimmert, hellrosa, während am östlichen Fuße des Bergrückens die Sonne aufgeht. Und einmal im Jahr die große Belohnung: eine Fernreise, weg von der Arbeit, weg von allem, die Seele baumeln lassen – vier Wochen lang. Das bisherige Highlight: für Schiller die Malediven. Luxus pur, ein wunderschöner Bungalow mit Sattelitenfernseher und Whirlpool, sensationelle Sonnenuntergänge von der Dachterrasse aus, sternenklare Nächte, nicht selten unter freiem Himmel in der Hängematte,

Tauchkurs am frühen Morgen, ein Unterwasserparadies ohnegleichen, plötzlich eröffnete sich eine neue Welt, man glaubte es kaum, still und wundersam schön, was das Auge hier schaute: Riesige Garnelen krabbelten am Meeresboden entlang, überall spross Algengrün mitten aus dem Sand und gelbe und rote und blaue Fische jeder Größe lugten hinter Steinbrocken hervor, um die Eindringlinge zu begutachten. Und den Rest des Tages entspannen, Blick auf den tiefgrünen Ozean hinaus, feingekörnten Korallensand unter den Füßen, warme Sonne auf nackter Haut, kein Problem am Privatstrand, nur einmal kamen drei junge Mädchen angelaufen, kichernd, und alle drei durften Schillers Sonnencreme benutzen und J verschenkte ihre Schnorchelausrüstung. Das Highlight für J: Indien – quer durch das Land mit einer zwölköpfigen Reisegruppe, von Delhi bis Goa. Woran Schiller sich erinnert: Höllentrip in angeblich klimatisiertem Steinzeitbus, Slums und Müllberge längs der Hauptstraßen, bettelnde Kinder in Tempelanlagen, die ständig an seinen Shorts zupften, das Gegenteil von Urlaubsstimmung, Magengeschwür vom viel zu scharfen Essen, Schwärme von Mücken, sich einzusprühen half überhaupt nichts, Angst vor Malaria und Viren aller Art, Benommenheit in drückender Hitze, selbst wenn es regnete, Hass auf den Fahrer mit seiner ständigen Huperei und dann blind in die Kurve in einem Höllentempo, vier Mal fast die Klippen hinab, Hass auf Inder an sich, weil sie ständig versuchten, einen über den Tisch zu ziehen, und nie hielten, was sie versprochen, weil sie J anstierten wie Raubtiere und mehrmals sogar anzüglich wurden, obwohl Schiller direkt daneben stand. Schon deshalb wollte Schiller nicht wieder nach Asien – und nun ist er doch hier, in Js Birma – und dann noch im Kloster. Sie wird es nicht glauben, wenn sie davon erfährt.

∞

Als Mensch an sich sollte man sich nichts vormachen, so die Zukunft betreffend, mit Hoffnungen und allem Drum und Dran. Es wird ja doch wieder nur heute sein. Im Schnitt sind die Menschen hier in der Klinik natürlich reifer als draußen, hier weiß man das zur Genüge aus schmerzlicher eigener Erfahrung und vergisst es daher auch nicht wieder. Um die wenigen, die es wieder vergessen, ist das Theater natürlich groß. Nichtsdestotrotz zu hoffen ist eine Krankheit für sich.

Für die, soweit ich weiß, noch kein Name erfunden wurde.

Es kommt zum Beispiel immer wieder vor, dass ein neuer Patient hier auftaucht, sich von der Schwester über die Station führen lässt, entsetzt die kahlen Wände seines Zweibettzimmers anstarrt, kurz auf die tickende Wanduhr über der Zimmertür blickt – und dann zum Telefon auf dem Nachtschränkchen greift, um sich ein Taxi zu rufen. Was ja sein gutes Recht ist, es ist schließlich eine offene Station. Der übliche Neuankömmling widersteht dem Griff zum Hörer, macht die Tür zu und packt seine Koffer aus. Aber nur widerwillig. Weil er nicht wahrhaben will, dass er hier ist und vielleicht sogar hergehört. Die ersten Tage schlendert er quasi als Gast über die Flure und lässt all die faszinierenden Erfindungen, aus der die Welt hier besteht, konsequent links liegen, statt sich an ihnen zu erfreuen.

Das ging mir auch so beim ersten Mal. Aber nicht vom unseligen Lied her, dass die weiße Schlange dir ins Ohr singt – ‚Ein halbes Leben hast du jetzt gelebt, tausend Schlachten geschlagen, und das hier ist das Endergebnis, hier bist du letztlich gelandet!‘ – das Theater war es bei mir nicht, zumal ich ja selbst auf die Idee mit der Klinik gekommen war und meinen Hausarzt geradezu gedrängt hatte, den Antrag auf Kostenübernahme bei der Krankenkasse einzureichen.

Mein Unbehagen kam vielmehr von der Struktur her, die dir hier von außen auferlegt wird, denn das will ich nicht mehr, infantilisiert werden will ich nicht mehr. Kindergarten, Schule, Uni, Arbeit – mir reicht es. Zumal es mit der Freude ja rapide bergab geht von Stufe zu Stufe, die du erklimmst. Man fragt sich zurecht, wer das alles eigentlich erfunden hat und wieso alle mitmachen. Karl meint ja, es komme von den allerersten Kasernen her: „Die waren zu leer, weil niemand einsah, unter irgendeiner bescheuerten Fahne in den Krieg zu ziehen und sein Leben zu riskieren, wenn er zuhause schön am Ofen sitzen konnte. Man erkannte, dass der Zug an dem Punkt bereits abgefahren war, man also früher ansetzen musste, viel früher. Und deshalb geht es heute eben schon bei den Kleinsten los. Es ist ja auch schlau gemacht, da kann man nichts sagen. Fröhliche Mädels und Buben sitzen in hübsch anzusehenden Schuluniformen ohne jede Tarnmusterung im sogenannten Unterricht, während man still und leise den Konkurrenzkampf entfacht, indem man Leistung belohnt und Versagen bestraft, was natürlich den Sündenbock schafft, auf den die Gruppe sich einschwört, um Dampf abzulassen.“

Das wiederum birgt gleich zwei Vorteile, erstens ist sichergestellt, dass innerhalb der Kompanie nicht jeder gegen jeden wütet, bis niemand mehr übrig ist – und zweitens ist die Psyche bereits auf eine Zielscheibe hin ausgerichtet, der kleine Soldat also schon kampfeslustig. Gemütlich am Ofen wird er später nicht sitzen, soviel steht fest, stramm marschieren wird er. Es muss nur noch das Feindbild ausgetauscht werden, aber das muss es ja sowieso dauernd.“

Ich glaube hingegen, der Mensch hat überhaupt keinen Einfluss darauf, was er erfindet und was eben nicht. Eben weil er selbst nur erfunden ist. Vor tausenden Jahren stand irgendeiner irgendwo auf der Wiese rum, und aus dem Nichts tauchte plötzlich ein Bild in seinem Kopf auf, das eine Situation zeigte, die wir heute als Schulunterricht kennen. Und einem anderen tauchte irgendwann später unter der Dusche ein Name zu dem Bild auf. Gott stand ja auch einfach nur so rum, als ihm plötzlich die Idee kam, sich in zwei Hälften zu schneiden.

Gott sei Dank habe ich Karl gleich am ersten Tag meines ersten Aufenthalts hier kennengelernt und auch gleich ausgiebig zum Ablauf hier befragt, so dass meine Zweifel, ob ich hier klarkommen würde, gleich ausgeräumt wurden: „Du hast eine völlig falsche Vorstellung, das ist hier wie im Walldorffkindergarten, du sollst dich hier geborgen fühlen und akzeptiert, so wie du bist.“

Und der Stundenplan, der ist mehr als Angebot zu verstehen. Wie das Animationsprogramm im Robinson-Club. Du kriegst keine Abmahnung, wenn du bis mittags pennst, die Schwester fragt allenfalls nett nach, was mit dir los ist – und dann sagst du: „Heute geht’s mir nicht so gut.“ – und damit ist die Sache vom Tisch. Dass jemand disziplinarisch entlassen würde, habe ich überhaupt noch nicht erlebt. Die Mitarbeiter sind ganz cool, bis auf Herrn Wolf, den Arbeitstherapeuten, aber selbst der macht nicht wirklich Probleme. Und es ist herrlich morgens im Wald!“

Marta saß gestern schon den halben Tag hier im Flur, weil ihr junger Lover sich fürs Wochenende angekündigt hat. Jetzt sitzt sie schon wieder da, die Eingangstür keine Sekunde aus den Augen lassend. Als sei der Messias im Anmarsch. Sie sitzt auch oft stundenlang allein in ihrem Zimmer und wartet auf seinen Anruf – und wenn der nicht kommt, dann geht besagtes Theater um enttäuschte Hoffnung los, dann wirft sie ihr Handy an die Wand und läuft dann tränenüberströmt über die Flure oder – noch schlimmer – setzt sich in den Fernsehraum, natürlich

meistens mitten im Film, und lässt sich von allen Seiten Taschentücher reichen und innig drücken.

Von halber Seite vielmehr, als Mann schaut man beschämt weg. Für einen Mann völlig undenkbar, ein solches Verhalten. Unvorstellbar. Einmal, als Tom Cruise sich vor dem japanischen Kaiser auf den Boden wirft und ihm das Schwert des getöteten letzten Samurai übergibt und dazu nur Marta zu hören ist, wie sie sich die Rotze aus der Nase pustet, platzt mir der Kragen: „Nimm die andern Weiber mit in dein Zimmer und heult da weiter, verdammt nochmal! Du bist doch geil auf dein Theater, merkst du das nicht?“

Es gibt natürlich eine Vorgeschichte, nicht nur ihr Theater um Ela zu Tristans verzweifelter Versuch, das Kälblein aus dem Stacheldraht zu befreien, Freitagabend zum Film „Wer früher stirbt, ist länger tot“ gab es auch Theater. Am schlimmsten war es letzten Sonntag, Martas Lover war trotz Versprechens nicht zu Besuch gekommen und hatte nur eine SMS geschickt, dass er es zeitlich nicht schaffe, und dann ging das Theater los, ausgerechnet zu „Inception“, wo man ja genau zuhören muss, will man verstehen, wie Leonardo DiCaprio verschiedene Traumebenen kreiert, von welcher Traumebene seine Frau nicht zurückkehren wollte und vor allem, wie man auf- und absteigt von Ebene zu Ebene, in die jeweils tiefere Ebene geht's nämlich mittels Sedierung, während man, um in der jeweils höheren Ebene aufzuwachen, entweder sterben muss, zum Beispiel durch Selbstmord – oder aus großer Höhe fallen, im Rahmen eines Flugzeugsabsturzes zum Beispiel!

Jedenfalls habe ich da noch meinen Mund gehalten, obwohl Marta uns den ganzen Film versaut hat, und tags darauf sogar versucht, vernünftig mit ihr zu reden. Wir standen allein vor der Klinik und rauchten eine. Während sie auf ihrem Handy herumtippte, versuchte ich, ihr das Prinzip von Erwartung und Enttäuschung nahezulegen. Schwer zu verstehen ist's ja nicht vom Teufelskreis her und die Lösung mehr als offensichtlich. „Aber wenn du's nicht ganz aufgeben willst, dann erwarte doch wenigstens die Enttäuschung gleich mit! Dann ist doch alles gut! Dann kommt so oder so, was du ohnehin erwartet hast. Und wenn du willst, erwartest du gleich was Neues für den nächsten Tag. Lachst über den Besuch, der kam oder auch nicht, gehst ins Bett und suchst dir vor dem Einschlafen kurz noch einen schönen Grund, um morgen wieder aufzustehen. Aber nicht für morgen, sondern für heute.

Damit du besser schlafen kannst. Und morgen, morgen suchst du dir wieder einen neuen Grund, wieder nur für heute. Wenn's dir gefällt oder du's brauchst, ständig irgendwas zu erwarten, bitteschön, aber dann doch so, mit Freude daran, mit Fantasie!“

Marta tötete mich mit einem einzigen Blick, warf ihre Zigarette auf den Boden, trat sie aus, ja zerquetschte sie regelrecht, drehte sich um und ging. Dabei wollte ich ihr gerade darlegen, dass Teufelskreise dieser Art gar nichts Persönliches sind und schon gar nichts Besonderes, sondern quasi nur Formen, in denen sich Naturgesetze im Menschen bestätigen. Dass es beispielsweise keinen Zweck hat, einfach die Augen vor einer Tatsache zu verschließen, um die Astronomen längst wissen: Das All trieft nur so vor Löchern! Gigantischen Löchern, kalten Flecken sozusagen, ohne Materie, gähnend leer. Ist halt so, Astronomen wissen das längst – Löcher sind eben Löcher, und da will partout nichts rein, und wenn doch mal was reinfällt, kommt es nicht wieder raus, sondern verschwindet für immer darin. Faszinierend, sich das anzuschauen, wie so ein Naturgesetz das gesamte Universum durchdringt – bis hin zum Menschen. Man holt das Intergalaktische gewissermaßen runter auf die Erde und betrachtet es im ganz normalen Leben. Du schaust gewissermaßen durch den Alltag in die Sterne.

Nehmen wir, nur als Beispiel, den Fall, dass es dir mal nicht gut geht – aus dieser oder jener Laune heraus – und es hängt so ein Hauch von Loch in der Luft. Plötzlich verschwört sich alles gegen dich – und zwar nicht nur in der Einbildung. Wie auf ein geheimes Zeichen hin bleiben plötzlich Anrufe selbst von der Familie aus, ebenso gewohnte zufällige Begegnungen auf der Straße. Plötzlich gibt's nur noch Fremde in der Welt. Kaum geht's dir besser, schwuppdwupp, alles beim Alten, länger nicht gesehen, geht's gut, klar ... Wie in dem Spielfilm „Old Boy“: „Lache, und die ganze Welt lacht mit dir. Weine, und du weinst allein.“

Ist doch faszinierend. Du schaust in die Sterne. Worauf willst du noch warten? Dass sie vom Himmel fallen, dir auf den Schädel? Ist doch Quatsch, darauf zu warten! Wenn du schlau bist, lässt du das Handy ganz aus, um dich ungestört erfreuen zu können am Universum und seinen Gesetzen. Wer soll schon großartig anrufen? Und was soll derjenige schon Großartiges mitteilen können? Dass es nicht mehr heute ist?

Dass du kein schwarzes Loch mehr bist?

All das und von meinen Flugzeugabstürzen nachts im Traum wollte ich Marta erzählen, schließlich bin ich dort schon alles gewesen: Passagier, Pilot, Co-Pilot und sogar Stewardess. Und wer immer ich bin im Traum, ich kann den Absturz nicht verhindern – aber es kommt auch nie zum Aufprall! Das ist ja der Witz! Dass der Hilfeschrei des Menschen eigenes Hexenwerk ist. Weil es nichts zu retten gibt. Daher lacht ja der dicke Buddha, wo andere die Toten und Verletzten suchen und im Fernsehraum verpassen, wie der Kaiser von Japan das Schwert des letzten Samurai in Empfang nimmt und plötzlich ein anderer ist, furchtlos und stark genug, den Amerikanern das Schicksal seines Landes zu entreißen und es kraft der eigenen Weisheit selber zu gestalten. Die alten Schachteln auf Station, die haben das alles begriffen, wie es scheint. Die haben genug gewartet im Laufe des Lebens, das Spiel irgendwann durchschaut und aufgegeben. Sollen die anderen doch warten, wie sie wollen – die machen einfach mit bei der Gymnastikstunde im Gruppenraum, selbst wenn's idiotisch ist. Während andere noch träumen oder grübeln oder ihre Handys reparieren, werfen die das graue Haar in den Nacken, lassen die hängenden Brüste tanzen und klatschen dazu in die Hände, animiert von Sara, der neuen Praktikantin.

Schönes Mädchen, meine Güte, ich kann's nicht mehr hören! Ob du ein Gesicht schön findest, hängt davon ab, wie nah du drangehst. Aus welcher Perspektive heraus du schaust. Von deiner Laune mal ganz abgesehen. Schädelknochen mit Haut und Haaren dran, mehr ist's ja im Grunde genommen nicht, mit nem schwarzen Loch mit Zähnen drin, von dem man weiß, wohin es führt, und zwei Augäpfeln mit 'nem grünen Kreis in der Mitte. Von vorn oder seitlich betrachtet, magst du die Nase edel oder antik oder sonst wie finden, das alles relativiert sich jedoch beim Blick von seitlich unten in die Löcher. Die Haut straff und weich und braungebrannt, mag sein, vom Flur aus gesehen, aber, wenn genau unter die Lupe genommen, auf Wasser gebaut, ein Pfahlhaus sozusagen, frisch gestrichen zwar, aber mit allerlei Löchern und Ritzen unter der neuen Farbe – von den morschen Stellen ganz zu schweigen. Wenn du da drauftrittst, plumpst du gleich in die Tiefe.

Nein, nein, der Mensch sehnt sich nach nichts, wenn er hin- und wieder herläuft im Flur, schnurstracks, ohne hinzusehen, an der Tür zum Gruppenraum vorbei. Vor sich hin summend überhört er sogar, wie Sara mit heller Stimme in die Runde ruft, gegen die Musik an, die sie

viel zu laut aufdreht in ihrer jugendlichen Euphorie, oder gegen den Tod, der ihr sozusagen vor der edlen Nase steht, im Kreis um sie herum: „Und im Takt – links, rechts, links, rechts!“

Das alles überhört und übersieht der zur Einsicht gekommene Mensch und spaziert gemütlich weiter, aber nicht vorbei, sondern darüber hinaus, gewissermaßen in die Sterne hinein, indem er schöne Worte dafür findet und notiert:

„Blühendes Fleisch unter hüftlangen goldblonden Löckchen, vom Flur aus formenschön das junge Weib, das sein Antlitz in dem kleinen Spieglein erblickt – anmutig und ahnungslos ob dessen, der unerbittlich schon die Uhr des Todes hält, durch die der Sand so still und leise über ihrem lieblich Köpfchen rinnt. Und der Tod ist ein tiefer Fall in neue Höhen. Denn immer ist es heute: Für immer ist es heute. Man tanzt als Ewigkeit zu immer neuen Liedern, mit der Zeit in sich als jungem Lover.“



Mitten in die erste Tiefschlafphase hinein, nämlich um 3.30 Uhr in der Nacht, erklingt der erste sanfte Glockenschlag. Zeit, aufzustehen, denn um Punkt 4 Uhr erfolgt die erste Sitzmeditation.

Schiller springt gleich von der Steinplatte. Er hat keine Probleme, morgens in die Gänge zu kommen, Müdigkeit hin oder her. Zu Hause weckt ihn die innere Uhr zuverlässig um 5.43 Uhr. Zwei Minuten später klingelt der Wecker. Dann sofort raus aus dem Bett, duschen, anziehen, frühstücken, Zähne putzen, raus aus dem Haus und ab ins Auto. Um die Uhrzeit sind noch keine Staus zu befürchten.

Aus dem Gitterfenster hinaus lugt Schiller nach allen Seiten. Allmählich torkelt ein verschlafener Tourist nach dem andern aus seiner Zelle zum nächsten Wasserbecken – Morgentoilette! Weil's noch stockduster ist um diese Zeit, trägt fast jeder eine brennende Kerze vor sich her. Man nickt sich zu, reden darf man ja nicht. Keiner weiß, aus welcher Wirklichkeit heraus es den Nachbarn hierher verschlagen hat, der ein paar Meter weiter halbnackt auf der Wiese steht und sich das schmerzlich bewusst gewordene Kreuz hält.

Die Kolonne bewegt sich langsam zum Tempel. Der Mond beleuchtet den holprigen Weg, die Sterne funkeln zum Greifen nah. Die Vögel schlafen noch, nur die Grillen zirpen lauthals aus dem schwarzen Nichts

ringsum. Vorn am Altar, im Kerzenlicht, sitzt ein hagerer alter Mann in kirschroter Kutte. Offenbar der Abt. Weil jeder noch seinen Platz sucht in der Dunkelheit, dauert es eine Weile, bis Ruhe einkehrt. Dann endlich sitzen alle regungslos. Einzig die Grillen brechen die Stille.

Die Kerzen flackern.

Gespanntes Warten.

Nichts geschieht.

Der Abt sitzt da – Augen geschlossen, Beine über Kreuz, Rücken kerzengerade – und rührt sich keinen Millimeter. Wie ausgestopft. Nicht einmal ein Zucken des Mundwinkels. Nichts.

Die Kerzen flackern.

Die Grillen nerven.

Ein „Guten Morgen!“ wäre wohl nicht zu viel verlangt gewesen.

Die Augen schließen. Die letzte Nachmittagskonferenz. Der Professor redet und redet. Abendröte senkt sich über den Horizont. Alles erhebt sich, Schiller schüttelt Hände, schaut in wohlwollende Gesichter.

„Wo geht’s denn hin?“, fragt Dr. Heweke.

„Nach Burma.“

„Mit ihrer Verlobten?“

„Ja“, lügt Schiller.

„Wann geht’s denn los?“

„Heute Abend.“

„Dann schönen Urlaub! Erholen Sie sich gut! Und kommen Sie gesund zurück!“ Schiller muss nicht fliegen, er muss nichts beweisen. Es macht keinen Sinn, dass er die schwarze Reisetasche packt, ein Taxi zum Flughafen bestellt und die Tür zwei Mal abschließt, alles wie in Trance.

Departure Gate 22.

Noch immer suchen seine Augen J.

„Please fasten your seatbelts!“

Schiller legt den Gurt um und blickt aus dem Fenster. Ringsum Nacht, schwarze Wolken verhängen den Mond und nur das Rollfeld blinkt rot.

Die Stewardess schließt die Türen.

„Cabin crew, please take your seats!“

Während des Starts vibriert es so stark, dass ein Baby weiter vorn zu lachen beginnt.

Die Maschine steigt und steigt – und noch immer nichts als Nebel!

Sich ein wenig drehen vom Gesäß, von der Hüfte her, links herum, dann rechts herum, die Schultern etwas lockern und auch den Atlas,

indem den Kopf sachte kreisen lässt. Der Rücken schmerzt noch von der Nacht und, klar, und auch die Beine und Füße melden sich zu Wort. Wenn man längere Zeit bewegungslos sitzt mit angewinkelten Beinen, werden selbige nicht mehr anständig durchblutet, nicht nur aufgrund der Beugung, sondern auch, weil die Muskelpumpe ausfällt, die ansonsten ja den Blutfluss animiert.

Zudem drückt das Körpergewicht konstant auf die Füße. Schmerz als Warnsignal, weil Mangeldurchblutung mit Gewebsuntergang droht, da sich bei stockendem Blutfluss Thromben bilden, die schließlich in die Lunge wandern können. Oder weiter ins Herz, und von dort in die Kranzgefäße oder ins Hirn. Nach Langstreckenflügen ist die Gefahr natürlich besonders groß, vor allem, wenn die Dehydrierung nach dem Flug noch weiter geht, weil der Körper Zeit braucht, sich an das tropische Klima zu gewöhnen und an den chronisch leeren Magen – das letzte Essen gibt's schließlich mittags um zwölf – sprich, die Regulation von der Hypophyse her muss im Eiltempo angepasst und von der Niere her entsprechend feinjustiert werden, soll die Lungenembolie, der Herzinfarkt, der Schlaganfall vermieden werden.

J, die es sowieso immer mit dem Kreislauf hat vom chronisch niedrigen Blutdruck her, würde sicher regelmäßig schwarz vor Augen werden, wenn sie hier neben ihm säße, und nur langsam wieder zu sich kommen in Schillers Schoß.

Die Augen wieder öffnen.

Die Kerzen flackern.

Der Abt sitzt nur da.

Mit den tauben Zehen wackeln.

Warten, obwohl langsam klar ist, dass nichts passieren wird.

Noch neun Tage!

∞

Montag zum Beispiel, dieser Begriff wurde erfunden, damit der Mensch gleich, wenn er morgens aufsteht, Bescheid weiß: Aha, heute muss ich arbeiten! Hier durchschauen wir den Kniff Gott sei Dank und verstecken den Kalender einfach abends in der Schublade, und wenn die Nachtschwester um exakt 6.45 Uhr an die Zimmertüren klopft, tun wir einfach, als sei es wieder Sonntag, drehen uns zur anderen Seite und ziehen die Bettdecke über den Kopf.

Pünktlich zum Frühstück erscheint keiner. Und selbst wenn jemand pünktlich erscheinen würde, dann stünden in der Durchreiche zur Küche, wo eigentlich eine Art Buffet stehen sollte – nichts Großes, frische Brötchen immerhin, ein paar Käse- und Wurstsorten, dazu meist Tomaten und Gurken, manchmal gekochte Eier – bloß die Essensreste vom Vortag, weil der Küchendienst noch in den Puppen liegt.

In der Schwimmstunde gleich nach dem Frühstück, die ja eigentlich nicht zum Vergnügen gedacht sein wird, sondern als Arbeit an der körperlichen Fitness – ist Michael, einer der beiden Zwangsneurotiker auf Station, der Einzige, der seine Bahnen durchzieht. Richard geht nur durchs Becken, das gerade mal einen Meter tief ist, und imitiert dabei völlig unmotiviert die Armbewegung beim Brustschwimmen. Schon dabei keucht er vor Anstrengung.

Ab und an bleibt er stehen und plaudert mit einem der Mitpatienten, mitten im Becken, als stehe man am Stammtisch. Karl und ich hängen derweil nur am Beckenrand, Arme in der Abflussrinne und Wellen schlagend mit den Füßen wie im Hotelpool. Die Borderliner kommen erst gar nicht, wahrscheinlich der Narben wegen. Von den Magersüchtigen lässt sich auch niemand blicken. Und Ela, die es am nötigsten hätte, steht gemütlich oben am Fenster, während Michael die dreißigste und letzte Bahn sogar durchtaucht – um die Lungenfunktion zu optimieren, nehme ich an.

Die Arbeitstherapie in der Gärtnerei ist ein ähnlich ineffektives Unterfangen. Auch hier ist es nur Michael, der jeden Morgen pünktlich auf der Matte steht, in professioneller Montur, grünen Trägerhosen und schwarzen Arbeitsschuhen mit Stahlkappe, von der Klinik zur Verfügung gestellt, nur um feststellen zu müssen, dass die anderen erst zur Umkleide schlendern, ganz gemächlich, ohne jeden Eifer, und einige gar noch auf der Mauer in der Sonne sitzen und rauchen, bis Herr Wolf, der Arbeitstherapeut, langsam grantig wird.

Wenn zehn Minuten später endlich die versammelte Mannschaft auf der Wiese steht, lässt Richard sich die Tagesaufgabe zum zehnten Mal erklären, bloß, um Zeit zu schinden. Schließlich ist es ganz einfach: das gesamte Klinikgelände nach Maulwurfshügeln absuchen und die überschüssige Erde abtragen, aber nicht ringsum verteilen, sondern auf die Schubkarre schippen und in die Beete kippen, damit's später keine Probleme beim Mähen gibt. Herrn Wolf zufolge sind nämlich so einige Steine in der Erde, darunter ziemlich große Brocken.

Die Arbeit würde schnell von der Hand gehen, wenn man zusammenarbeiten würde, ein Wiesenareal in Fußballfeldgröße wäre am Tag locker zu schaffen. Die meisten von uns aber stehen nur so da, auf ihre Schippe gelehnt, und gucken in den Himmel, während Michael sich abrackert. Das fällt natürlich auch Herrn Wolf auf, so dass er uns regelmäßig zur Rede stellt. Richard redet sich dann immer mit seiner Kurzatmigkeit heraus und unterstützt dann Karl und mich in dem Versuch, Herrn Wolf klarzumachen, dass es doch sowieso keinen Unterschied macht, da die Wiese am nächsten Morgen ja sowieso wieder voller Hügel ist und daher Sisypbosarbeit – auch für die Maulwürfe. „Mit Ihnen zu diskutieren ist für mich auch Sisypbosarbeit“, sagt Herr Wolf dann immer. „Und wozu haben Sie denn Hände? Zum in die Hosentasche Stecken etwa? Nehmen Sie sich mal ein Beispiel an Michael und arbeiten Sie gefälligst mit!“

Als Sternegucker sieht man das eben etwas anders. Nur so wird man ja Sternegucker, weil man sich die Hände in die Hosentaschen steckt. Weil man sich die Zeit freigeschaufelt hat. Und mit der freigeschaufelten Zeit wird man garantiert nicht Maulwürfen das Leben schwerer machen. Entsprechend lassen Karl und ich unsere Schubkarre meist irgendwo im oberen Drittel der Wiese stehen und verkrümeln uns vom rechten Wiesenrand aus in den Wald. Dort setzen wir uns unter die alte Eiche, rauchen eine nach der andern und plaudern über Gott und die Welt. Unsere Gespräche führen sich quasi von selbst, zumal mich Karls Kosmos einfach interessiert und Karl seinerseits nicht hinter den Berg hält. Besonders inspiriert mich seine Gabe zur freien Assoziation. Es kann natürlich auch auf die Nerven gehen, weil er nie auf den Punkt kommt. Aber es gibt ja in Wirklichkeit auch gar keinen Punkt. Reisen schon. Aber angekommen ist noch niemand irgendwo, soweit ich weiß. Karl ist viel gereist, soviel steht fest. Nicht nur im Geiste, auch in der irdischen Welt. Er spricht zum Beispiel nicht nur Chinesisch – teilweise auch mit Laotse – er hat auch in China gelebt für ein Jahr als Austauschstudent. Das ist es ja, was ich inspirierend finde, weder die Fragen noch die Antworten sind bei ihm trocken, das Denken ist aus Fleisch und Blut, alle Erkenntnis ist lebendig. Zwar sprüht er nur so vor theoretischem Wissen, ist aber eigentlich immer auf das unbekannte Terrain jenseits aller bestehenden Landkarten aus.

So auch heute, da wir im Nieselregen sitzen und uns über Herrn Wolfs kindliches Verhältnis zur Zeit unterhalten. Von dort an höre ich nur

noch halb zu, da es über kurze Abstecher in die Biochemie der Angst und die Psychologie der Furcht gleich zu irgendeiner Fernsehserie geht, die ich nicht kenne, irgendwas mit einem Highschool-Chemielehrer, dem im Krankenhaus die Nachricht verkündet wird, dass er todkrank ist, Lungenkrebs, obwohl er nie geraucht hat, und er ist währenddessen nur mit dem gelben Senffleck auf dem blütenweißen Kittel des Arztes beschäftigt, und schließlich hält er es nicht mehr aus und zeigt mit dem Finger auf den Senffleck, bis der Arzt ihn auch entdeckt hat.

Jedenfalls beginnt der todkranke Lehrer wohl, illegale Drogen zu produzieren und steigt allmählich zu einer Art Gangsterboss auf, ein Ex-Schüler von ihm ist wohl mit von der Partie und der Besitzer einer Fastfoodkette und das mexikanische Drogenkartell, ich kann irgendwann nicht mehr folgen, zumal ich beim Senffleck auf dem Arztkittel hängengeblieben bin, das Bild will mir nicht mehr aus dem Kopf.

Als Karl beim Wahnsinn der Normalität angekommen ist und bei der gesteuerten pyramidalen Ausbreitung der Unmenschlichkeit von den psychopathischen Eliten her, höre ich Schritte von der Wiese her, es ist wie immer Herr Wolf, der unser Versteck schon kennt. „Diesmal...“ keucht er, beugt sich über den Zaun, bis er zu Atem kommt und schnellt dann hoch und schreit aus vollem Halse, dass sein Kopf rot anläuft: „...diesmal wird es Konsequenzen haben!“

Nicht nur jetzt muss ich innerlich lachen, sondern eigentlich immer, wenn ich Herrn Wolf sehe. Er gibt was her als Typ. Allein der immer gleich getrimmte Vollbart. Dann diese schrecklichen Öko-Sandalen, in denen er den ganzen Tag rumläuft, selbst im Winter, dann mit Wollsocken. Oder die Aufkleber gegen Atomkraft und Nazis und Krieg überall, an seiner Bürotür, auf dem Tank seiner Suzuki, sogar hinten auf seinem Motorradhelm. Vor allem aber die Widerspruchslosigkeit, mit der er sich das alles abkauft und eins mit sich und der Welt durchs Leben spaziert.

Absurdes Theater, denke ich mir jedes Mal. Zumal nichts ist, wie es scheint. Mein Bild begann gleich am ersten Tag zu bröckeln, als ich nämlich sah, wie er Adam, den Lehrling, herumkommandierte und wie der vor ihm kuschte. Okay, Adam traut sich auch uns gegenüber nicht, den Mund aufzumachen. Aber da ist es bloß jugendliche Unsicherheit. Vor Herrn Wolf hat er sichtlich Angst. Dabei scheint es für beide Seiten selbstverständlich, dass Adam den ganzen Tag nur die Drecksarbeit

macht. Ich habe ihn noch nie Blumen einpflanzen sehen, er darf immer nur die Kübel schleppen. Auch den Rasentraktor fahren darf er nicht, sondern immer nur drunter kriechen, um mit den Fingern das Gras aus dem Schneidewerk zu kratzen, wenn Herr Wolf vom Mähen zurück ist. Sinnloserweise muss er auch nach jeder arbeitstherapeutischen Einheit haften gebliebene Erde aus allen benutzten Schubkarren und von sämtlichen Schaufeln und Spaten schaben – und zwar mit einem Eisschaber aus Kunststoff, damit nichts verkratzt – und anschließend überall Teflon-Schmiermittel auftragen, selbst auf den Außenseiten der Schubkarren.

Herr Wolf rührt derweil keinen Finger, sondern meckert nur rum, weil hier und da noch ein Stück Erde am Spaten hängt oder weil's ihm nicht schnell genug geht. Einmal haben Karl und ich ihn gefragt, ob er beim Militär gedient hat, es wäre ja naheliegend, aber er besteht darauf, dass er Pazifist sei und den Kriegsdienst damals aus Prinzip verweigert habe. Wahrscheinlich kommt der Drill von seinem eigenen Gärtnermeister her, "Lehrjahre sind keine Herrenjahre" sagt er ja immer zu Adam und sorgt auch dafür, dass es stimmt.

Noch absurder aber ist, dass er die Natur nicht etwa liebt, wie man vermuten könnte bei einem Landschaftsgärtner, sondern eigentlich am liebsten abschaffen würde. Am liebsten würde er Kunstrasen anlegen und Gummibäume pflanzen. Aus dem einfachen Grund, dass von Natur her alles krumm und schief wächst und nie so, wie er es gern hätte. Es klingt, als übertreibe ich, aber ich sehe doch, wie skrupellos er mit der Kettensäge die alten Bäume angeht, wie gleichgültig er mit der elektrischen Heckenschere das Nadelgehölz verstümmelt, wie akribisch er die herrlichen Moosbetten auf den Wiesen bekämpft und wie triumphal er davorsteht, wenn alles Moos vollends vernichtet ist. Wenn er dürfte, würde er auch die Maulwürfe vergiften, da bin ich mir fast sicher.

Am absurdesten aber ist sein Umgang mit uns. Grundsätzlich schon er uns, wie man es eben tut mit Kranken und auch tun soll als humanistischer Arbeitstherapeut. Zwischendurch aber vergisst er seine psychotherapeutische Zusatzausbildung und schreit uns an, wie er Adam anschreit – hat dann aber sofort ein schlechtes Gewissen, aus dem heraus er, anders als bei Adam, gleich wieder sanftere Töne anschlägt, um die Wogen wieder zu glätten, seine Autorität also quasi selbst untergrabend, so dass es nie nötig wird, seine Drohungen ernst zu nehmen und

tatsächlich die Schaufel in die Hand zu nehmen und zu tun, als würde man arbeiten, oder Rechtfertigungen dafür zu suchen, dass man die zwei Stunden Arbeitszeit unter der alten Eiche gesessen und geraucht hat, und Besserung zu loben. Das ist das Humane an der Klinik, dass ein Herr Wolf uns am liebsten mit der Peitsche über die Wiese jagen oder als Maulwürfe vergiften würde, aber uns noch nicht einmal als Hecken stutzen darf.

„Sie müssen auch mich verstehen“, erklärt er auf dem Weg die Wiese hinunter zurück in die Gärtnerei in freundschaftlichem Ton, „als Arbeitstherapeut möchte ich Ihnen natürlich eine gewisse Struktur mit auf den Weg geben, das ist ja Sinn und Zweck des Ganzen, auch wenn es natürlich nicht ganz leicht ist für Sie, das verstehe ich auch, da einen Kompromiss zu finden, ist nicht immer ganz einfach, da müssen wir aufeinander zugehen, das ist klar, und dann klappt es auch...“



Man ist froh, als es endlich auf die Wiese geht, zumal jedes Körperteil bewegt sein will und muss nach dem langen Sitzen. Achtsame Arbeit steht auf dem Programm. Zunächst jedoch muss jeder Tourist das Kleingedruckte lesen. Das Gewahrsein des gegenwärtigen Tuns, so heißt es, sei das Leben. Wer das Gewahrsein verliere, verliere sein Leben.

Schiller geht die Listen durch:

Günes, Yusuf: Cleaning toilets.

Am ehesten ein türkischer Name. Schiller schaut sich um und überlegt, wer Yusuf Günes sein könnte. Ein Türke, der Plumpsklos putzt!

Roth, Ariel: Burning garbage.

Womöglich Israeli.

Hering, Caroline: Washing dishes.

Offenbar eine Deutsche.

Schillers Arbeitsauftrag für die kommenden zwei Wochen: auf die Wiesen gefallene Palmzweige aufsammeln und mit der Machete zerkleinern. Männerarbeit. Bei der man ordentlich ins Schwitzen kommen dürfte, so dass Schiller erst einmal zur Küche geht und ein paar Literflaschen Wasser holt. Zurück auf der Wiese stellt er die Flaschen in den Schatten und macht sich an die Arbeit.

Palmblätter sind wesentlich robuster als man denken mag. Zudem ist die Machete stumpf – Schiller muss, obwohl er ordentlich Schwung holt,

pro Blatt mindestens fünf Mal mit voller Kraft auf den dicken Stiel schlagen, bis er durch ist. Der Glatzkopf am anderen Ende der Wiese scheint sich die scharfe Machete unter den Nagel gerissen zu haben, sein fertiger Haufen ist wesentlich größer, obwohl er sogar noch nach Schiller angefangen hat. Sengende Hitze hin oder her, Schiller forciert das Tempo – er ist es gewohnt, schnell und effektiv zu arbeiten. Gegen 6.45 Uhr kurz rauf auf Station, im Arztzimmer den Kittel überziehen. Dann ins Stationszimmer, Erkundigung nach nächtlichen Vorkommnissen bei einem Schlückchen Kaffee. Um 6.58 Uhr mit den Akten der Neuaufnahmen runter zur Frühbesprechung mit den beiden Chefärzten am Kopf des Konferenztisches.

„Guten Morgen! Wer hatte Dienst?“

Pünktlich um 7.30 Uhr geht die Stationsarbeit los. Blutabnahmen während der Frühstückszeit – unangenehm für die Patienten, aber logistisch nicht anders machbar. Anschließend ab an den Schreibtisch, derweil die Neuaufnahmen schon fußwippend vor dem Arztzimmer sitzen – nicht zu ändern, der Chef kann jeden Augenblick da sein zur Visite, da zählt jede Minute. Denn steht die versammelte Mannschaft erst einmal am Bett des Patienten und der Chef fragt: „Gibt es ein CT?“, und Schiller sagt: „Nein!“, und Schwester Eva: „Ja!“ – dann gibt’s ein Geschrei, dass alle Patienten zusammenschrecken in ihren Betten. Das ist einmal passiert, als Schiller noch neu war in der Klinik. Seither nie wieder. Man muss einfach auf alle möglichen Fragen vorbereitet sein.

„Wie ist denn der Lithiumspiegel von Frau Aston gestern gewesen?“

Das muss Schiller dann wissen, ohne nachzuschauen. „0,7.“

„Schon sehr niedrig. Und die Dosis ist wann erhöht worden?“

„Vor zwei Tagen.“

„Na gut. Und war das Aufnahme-EKG in Ordnung, Herr Schiller?“

Die Antwort muss wie aus der Pistole geschossen kommen.

„Das Aufnahme-EKG war unauffällig, Herr Professor.“

„Herr Schiller, haben Sie das Neuroleptikum erhöht?“

„Das Neuroleptikum ist seit gestern auf 0,5 mg erhöht.“

„Ein chirurgisches Konzil haben Sie angeordnet, Herr Schiller?“

„Ja, Herr Professor, wir haben einen Termin für Freitag, 15 Uhr.“

„Freitag? Wieso nicht gleich Weihnachten?“

Mittlerweile hat Schiller die richtige Technik gefunden. Der Fehler war, immer nur vertikal von oben auf den Stiel zu schlagen. Jetzt schlägt er einmal in einem Winkel von 45 Grad schräg von links, dann einmal im

selben Winkel schräg von rechts auf exakt dieselbe Stelle, und dann einmal mit voller Kraft senkrecht von oben – und das Ding ist durch. Erste Blasen an beiden Händen erschweren die Arbeit.

Noch schlimmer aber ist das Aufsammeln der Palmblätter, weil unter jedem Blatt irgendwelche Viecher im Gras lauern. Kaum hebt man ein Blatt an, wird man schon angegriffen von irgendeinem Kleintier, das möglicherweise hochgiftig ist, man weiß es ja nicht, man ist ja nicht im Spreewald, wo selbst die Tierschaft ordnungsamtlich registriert ist. Schiller liebt die Natur. Aber nicht hier. Er hat schon allerhand zu Gesicht bekommen in der einen Stunde Palmblätterzerkleinern: Käfer und Spinnen aller Art, Eidechsen in allen Farben, mehrere riesige Tausendfüßer und sogar eine kleine Schlange. Hinzu kommen die aggressiven Stechfliegen und Wespen. Auch vor Mücken wimmelt es, selbst hier, in der prallen Sonne. Die buddhistischen Regeln erlauben das Töten von Lebewesen nicht. Und Schiller hält sich daran, Vertrag ist Vertrag.

Während einer Trinkpause im Schatten stehend zählt Schiller seine Stiche an Armen und Beinen: 47. Dazu zwei im Gesicht. Gut, mindestens zur Hälfte sind es ältere Stiche. Trotzdem, gesund ist das nicht. Es juckt auch wie verrückt. Zum Kratzen kommt er aber nicht. Das Problem: Riesenameisen, die, kaum hat er sich hingesezt, zum Angriff übergehen – und zwar in Heerscharen. Findet der Voraustrupp ein Stück bloße Haut, stürmt die Infanterie das feindliche Gebiet. Der Eindringling wird sofort von allen Seiten attackiert – binnen Sekunden hängen dutzende Soldatinnen an Schillers Armen und Füßen. Jeder Biss ein kleiner Peitschenhieb!

Schiller hastet auf und versucht, die Viecher abzuschütteln. Vergeblich. Alles schreit nach Draufschlagen. Schiller beherrscht sich. Einzelnen, ganz behutsam nimmt er Ameise um Ameise zwischen Daumen und Zeigefinger, löst sie von den Beinchen her aus der Umklammerung seiner Haut und setzt sie auf die Wiese. Dann krabbelt er, die Machete in der Hand, die Ameisenstraße entlang Richtung Nest. Er will die Königin sehen. Schon stürmt ihm eine Hundertschaft entgegen, schon ist er eingekreist von wild gewordenen Soldaten, keine Chance, näher zu kommen, es werden immer mehr, aua, die ersten Peitschenhiebe auf Händen und Füßen, Sprung zurück, schon zwickt es überall, sogar am Bauch, am Hals, verdammt, können die Dinger fliegen, schnell weg, aua, ein Biss am Rücken, schnell raus aus dem T-Shirt, damit schlagen nach

allen Seiten, panisch, geradezu spasmodisch – was um Himmels willen tut er hier?

Die zweite Stunde verrichtet Schiller die aufgetragene Arbeit in festen Schuhen und Jeans. In Knöchelhöhe um die Hosenbeine gewickelte dreifachgeknottete Schnürbänder verhindern, dass irgendein Tier unter die Hose auf nackte Haut krabbelt. Langsam ist er ungefähr gleichauf mit dem Glatzkopf hinten auf der Wiese, und als der Gong läutet, hat er sogar einen kleinen Vorsprung.

∞

Es ist ganz einfach“, erklärt Herr Friedrich, der Psychologe, derweil er die Buntstifte verteilt und leere Blätter an die Wände heftet. „Im Haus sitzen die beteiligten Personen, durchs Fenster ist der Konflikt erkennbar und aus dem Schornstein raucht die mögliche Lösung.“ Eine Weile stehen alle und zeichnen.

„Wer möchte anfangen?“, fragt Herr Friedrich, als alle fertig sind. Richard hebt den Arm. In seinem Haus stehen fünf Strichmännchen, alle unterschiedlich groß.

„Das hier“, er zeigt auf das größte Männchen, „das ist meine Frau.

Daneben steht ihr

Geliebter und daneben, das bin ich.“

„Und die zwei andern sind Ihre Kinder?“, fragt Herr Friedrich.

„Genau. Lena und Meike.“

Nun steht aber gar nicht, wie alle zunächst annehmen, der Geliebte am Fenster. „Dass sie einen Freund hat, das akzeptiere ich. Ich muss dazu sagen, dass ich eigentlich sowieso eher homo bin als hetero. Von jeher. Meine Frau weiß das auch schon lange, die Kinder aber nicht.“

„Und wer ist das Männchen im Fenster?“, fragt Herr Friedrich.

„Meine Frau. Sie will, dass ich ausziehe, aber ich kann mir nicht vorstellen, ohne meine Familie zu leben.“ Er setzt sich, blickt auf sein Bild, dann zu Boden. „Ich kann’s einfach nicht! Wo soll ich denn hin?“ Im Schornstein ein dickes Fragezeichen!

Marta hat sich richtig Mühe gegeben mit den Figuren. Im Haus stehen zwei Männer, ein kleinerer Blonder mit etwas Bauch und ein großer Schwarzhaariger mit breiten Schultern. Daneben eine schlanke blonde Frau mit blauen Augen und roten Lippen, ein Kind an der Hand. Das Fenster hat sie einfach um die vier Figuren herum gemalt. „Das hier ist

mein Mann“, sagt sie und zeigt auf den Blondnen. „Aber ich bin unglücklich mit der Ehe, weil ich einen andern liebe. Das ist er hier“, sagt sie und zeigt auf das andere Männchen. „Andrea.“ „Das ist doch ein Frauenname!“, wirft Richard ein.

„Gar nicht! Andrea von Andreas, auf Italienisch! Andrea jedenfalls ist zwanzig Jahre jünger als ich und ebenfalls verheiratet. Er will schon seit Jahren seine Frau verlassen, tut’s aber nicht.“

„Die sollten Sie dann aber auch mit ins Fenster malen“, sagt Herr Friedrich.

Marta tut’s. Jetzt malt sie doch einfach nur ein Strichmännchen.

„Außerdem hat Andrea nichts als Schulden und ich bin eine Frau, die rechnen muss – und zwar nicht nur für mich selbst, sondern auch für meinen elfjährigen Sohn aus erster Ehe, der bei meinem jetzigen Mann jedenfalls besser versorgt ist.“

„Vertrackt!“, meint Britta.

„So ist das“, sagt Marta. „Und das hier“, sie zeigt auf die schwarzen Punkte, die sie in den Schornstein gemalt hat, „das sind die Tabletten, die ich geschluckt habe.“

Der Nächste bin ich. Viel zu erläutern gibt’s nicht. „Also, hier im Haus, das ist das raumzeitliche Universum, hier im Fenster, das ist der Mensch an sich innerhalb der Illusion von Raum und Zeit. Und hier im Schornstein, das ist auch der Mensch an sich, aber ohne seine Selbsttäuschungen. Also quasi außerhalb der Raumzeit.“

„Hm“, meint Herr Friedrich, „sehr abstrakt.“

„Tja.“

Ich kann natürlich schlecht zugeben, dass ich überhaupt keine Probleme habe, sondern einfach nur gerne in der Klinik bin. Und natürlich auch um des Spiels mit Herrn Klein willen, dem Sachbearbeiter in Zimmer „M bis O“ im Arbeitsamt Mitte, der, obwohl es an den Attesten meines Hausarztes absolut nichts zu beanstanden gibt, alle paar Wochen Theater macht und mich zum medizinischen Dienst beordert in der Hoffnung, die Amtsärzte würden mich für arbeitsfähig erklären. Das wäre sein Sieg im Spiel mit mir, darauf arbeitet er hin, während für mich die Herausforderung darin besteht, genau das zu verhindern.

Noch ist nichts entschieden, der Ausgang ist noch völlig offen. Zumal ich mich auf Karls Rat hin einfach einweisen lasse, wenn mein Sachbearbeiter schlechte Laune hat. Zwei Wochen muss ich jedes Mal mindestens stationär bleiben. Bleibe ich nur fünf oder zehn Tage, flattert

mir wenig später die nächste Ladung zum Amtsarzt ins Haus. Zehn Tage genügen auch nicht, um seine Zweifel auszuhöhlen, nein, 14 Tage, das ist für Herrn Klein die Grenze, so lange muss eine akute Krisenintervention mindestens dauern, damit eine akute Krise vorgelegen haben kann und er zwei Monate lang Ruhe gibt. Leider ist es nicht so, dass ich länger meine Ruhe habe, wenn ich länger bleibe. Einmal blieb ich einen ganzen Monat in der Klinik, weil ich es satthatte, ständig infrage gestellt zu werden – und erhielt trotzdem zwei Monate später die nächste Ladung. Dabei wird Herr Klein ja, erfundene Gesetze hin oder her, als Sachbearbeiter einen gewissen Ermessungsspielraum haben, und als Mensch müsste er einen solch langen Klinikaufenthalt doch eigentlich zum Anlass nehmen, eine längere Frist zu gewähren, wenn schon nicht aus Mitleid oder Mitgefühl, dann doch wenigstens aus dem schlechten Gewissen heraus, dass er die vorab vorgelegten Atteste in Zweifel gezogen hat. Als Mensch reagiert er aber nicht. Insofern taktiere ich auch nicht mehr. 14 Tage Klinik für zwei Monate Ruhe, das ist meine Spielstrategie. Natürlich hätte ich Herrn Friedrich zuliebe irgendein konkretes Problem erfinden können, ein Beziehungsproblem oder derlei. Nur habe ich die Erfahrung gemacht, dass ich Gefahr laufe, mich damit reinzureiten, wenn es erst mal aufgebauscht ist mit Namen und Daten und so weiter, die ich mir allesamt merken muss. Je abstrakter, desto besser. Nur bei den Symptomen bin ich sehr genau, denn die sind entscheidend für den Brief, den ich Herrn Klein vorlegen muss. Mit einer phobischen Störung fahre ich ganz gut, die Kriterien sind gut zu merken – SAAT, von den Anfangsbuchstaben her: Schwitzen, Atemnot, Augenflimmern, Todesangst. Nur mime ich die Angststörung natürlich nicht in der Gruppentherapie, ein Kranker würde sich vor fremden Menschen in großer Runde ja verstellen, insofern kann ich ganz natürlich sein. Darüber hinaus ist Herrn Friedrichs Bild von mir ohnehin irrelevant, denn nicht er, sondern Frau Lenov, meine Ärztin, wird den Brief schreiben. Und meine Glaubwürdigkeit steht sowieso außer Frage, dafür sorgt schon meine „Krankengeschichte“, die vier Klinikaufenthalte in diesem Jahr. Wobei ich natürlich trotzdem aufpassen muss, insbesondere hinsichtlich der Wutanfälle und Lachkrämpfe, die passen nämlich so gar nicht ins Bild. Wenn das noch zunimmt, kann ich einpacken. Als Letzte ist Britta an der Reihe. Auch sie lebt noch bei ihrem Mann,

obwohl sie einen anderen liebt. „Das hier“, sagt sie und zeigt auf ein Haus, das sie ins Fenster gemalt hat, „das ist die Firma, die mein Mann und ich zusammen aufgebaut haben. Die Buchhaltung und damit die Kontrolle hat von jeher mein Mann übernommen.“

Britta ist überzeugt, dass er sie im Falle einer Trennung dermaßen übers Ohr hauen würde, dass ihr nichts mehr bliebe. „Er hat’s auch schon gesagt. ‚Wenn du mich verlässt‘, hat er gesagt, ‚melde ich einfach Konkurs an!‘“

Statt des Schornsteins malt sie ein Kreuz. „Das ist meine einzige Hoffnung – dass er bald stirbt.“

Als alles fragend in ihre Richtung schaut, lächelt sie entschuldigend: „Er hat’s nämlich mit dem Herzen!“

Es kann mir keiner erzählen, dass Mann und Frau zwei Hälften sind. Und das sage ich nicht nur im Hinblick auf Brittas Kreuz. Im Grunde könnten wir uns in irgendeiner Heilanstalt aus dem 19. Jahrhundert befinden mit strikt getrennten Frauen- und Männerstationen, viel mehr haben wir hier und heute auch nicht miteinander zu schaffen. Im Essensraum existiert kein einziger gemischter Tisch, obwohl ja jeder sitzen kann, wo er will. Auch im Aufenthaltsraum sitzt man immer getrennt. Die Grüppchen, die sich morgens zur Arbeit auf der Wiese verteilen, setzten sich ebenfalls strikt nach Geschlecht getrennt spontan zusammen. Es hat auch keiner Lust auf gemischte Gruppentherapie, nur Herr Friedrich besteht darauf, obwohl es schon etliche Beschwerden gab – vor allem von Frauenseite, da man viel lieber unter sich reden würde und zum Beispiel Britta sich beschwert, „dass von den Männern wenig Konstruktives kommt“ und Marta sogar noch eins draufsetzt: „Wenig Konstruktives? Gar nichts kommt da! Nur verletzende Bemerkungen oder gleichgültiges Schweigen.“

Nur vor der Glotze sitzen wir zwangsläufig freiwillig zusammen. Wie Loriots Ehepaare. Nur können Frauen sich nicht vorstellen, dass man sich in den Fernsehraum setzt, um den Film zu sehen. Und so ist es mit allem, deswegen hält man ja grundsätzlich eine gesunde Distanz. Mit Zwang und Unterdrückung hat es nichts zu tun, wir haben hier gleiche Rechte. Nur teilen wir eben nicht dieselbe Welt. Den physischen Raum, den schon, einschließlich allem, was sich in ihm befindet. Aber sonst? Ich habe, seit ich sechs war, nicht wieder mit Mädchen gespielt. Was auch, Seilchenspringen? Verbaler Austausch hatte auch absoluten Seltenheitswert, obwohl wir ja dieselbe erfundene Sprache sprechen.

Angenähert und gerochen, berührt und geschmeckt, gedrückt und befummelt, das schon. Das war aber auch das einzige Band.

Und das wird dann später zum Ring. Von der Natur der Dinge her will man aber gar nicht zusammen sein. Zusammen ins Bett gehen schon, klar, das sind Hormone zur Zeugung hin. Aber der Wunsch, das Bett zu teilen, der ist bloß kindisch. Wo der Buddha lacht, da würde man noch bitterlich weinen, und so teilt man noch das Kingsize-Bett, wo's herrlich wäre, ganz allein darin zu schlafen, damit da einer ist, der sagt: „Ich liebe dich!“ Wobei man ja weiß, dass es eigentlich Unsinn ist. Warum gerade mich, warum nicht den Nachbarn? „Weil ich eben nur dich liebe!“ Und man macht's eben mit und sagt's zurück, weil man's braucht wie das Kind die Mutter, dabei müsste man eigentlich losprusten vor Lachen, so ein Quatsch ist es! Aber nein, wir lassen einander in dem Glauben, es sei wirklich wahr. Wir sind halt Idioten. Meins!, schreien wir in unserer Idiotie. Es ist dieselbe Doofheit, aus der wir die Fahnen unseres Landes schwenken oder Mutter Erde ein Stück Land abkaufen. Bei mir hat's irgendwann Klick gemacht. Ich weiß jetzt, dass alles Theater war. Selbst der Liebeskummer.

Heute reicht es mir schon, mir hier in der Gruppe 50 Minuten die Woche Martas und Brittas „vertrackte Probleme“ anzuhören, übers Wollen, aber nicht können, oder übers Nichtwollen, aber müssen, in einem ständigen Kreisen jedenfalls um irgendeinen Beziehungsmist, als sei das die wichtigste Sache der Welt, auch jetzt noch, wo das Nest längst gebaut ist und das Haar ohne Tönung schon silbergrau. Dabei erscheint es doch sehr abwegig, allen Fokus aufs Miteinander zu legen, schließlich kommen wir allein in die Welt und gehen auch allein. Und die Zeit dazwischen verbringen wir in unserer eigenen Welt, in unseren privaten Film vertieft, falls wir denn überhaupt da sind und nicht im sogenannten „Schlaf“ oder in sogenannter „Meditation“ aus dem Daseinstraum verschwunden.

Und schließlich besteht doch jeder einzelne Mensch bereits aus genau zwei Hälften, was soll denn da noch fehlen, damit ist er doch schon ganz. Mann und Frau verkörpern eben unterschiedliche Formen der Ganzheit. Sehr unterschiedliche Formen. Das macht ja den Reiz aus. Aber als Liebestheater ist es im Grunde nur wieder das Kind vor der Schlange, die Prüfung, von der man weiß, dass man sie nicht bestehen kann. Man fährt nur wieder das Auto vor die Wand, es zementiert sich, abgesehen von den Hormonen, nur die Angst, und ehe man sich

versieht, hat man sich gemeinsam eingemauert, man steht da als Pärchen, das die Welt ausgrenzt, und nennt es Liebe, doch die Angst hat gesiegt.

Es ist nur ein weiteres Abstellgleis, auf dem wir verkümmern, und wo wir gewonnen zu haben meinen, da füllen wir nur noch die leeren Waggons unseres rostenden Zuges, der einmal hinausfahren wollte in die Unendlichkeit. Kinder sind wir geblieben, die ewig zu brauchen wähnen, dabei brauchte es nur die eine echte Berührung, und wir wären einander der Horizont. Der Abschied für immer und nie wäre doch gar nicht nötig gewesen, Tristan, Alfred und Samuel hätten doch an keine Fahne glauben, in keine Uniform schlüpfen, in keinen Krieg ziehen müssen, Samuel wäre doch gar nicht gestorben, wären sie nicht nach Frankreich gegangen, um dort Cowboy und Indianer zu spielen mit echten Waffen. Und auch Susannah hätte kein Kindskopf geblieben sein müssen, sie hätte doch als Baum wachsen können in den einsamen Jahren allein auf der Farm, sie hätte das Alleinsein doch lieben lernen können, statt weiter an Märchen zu glauben und ständig Rapunzel zu spielen, das ewige Gitter wäre doch gar nicht entstanden, hätte sie nicht alle drei Brüder gebumst.

∞

Zurück im Zellentrakt steht Schiller nicht neben dem Becken und gießt sich mit dem Eimer das Wasser über den Kopf, wie er eigentlich soll, er liegt im Becken. Hitzekollaps. Unangenehmerweise taucht gerade jetzt Jan, der Qi-Gong-Lehrer, auf. Jan sieht gar nicht aus wie ein typischer Esoteriker, man würde eher auf einen Manager tippen – sehr gepflegt, glatt frisiert, dazu tadellose Haltung. Und immer ein Lächeln auf den Lippen. Mit den Regeln scheint er's nicht ganz so eng zu nehmen. „Hi!“, ruft er Schiller zu. „Are you okay?“

„Yes“, nickt Schiller etwas betreten, steigt aus dem Becken und zieht sich in seine Zelle zurück. Sorgen macht er sich nicht groß, er kennt den Zustand vom Tennis her. Er sucht das Elektrolytpulver aus dem Rucksack, reißt zwei Beutel auf, rührt sie ins Wasser und trinkt die Flasche aus. Dann legt er sich auf die Steinplatte. Der Kopfschmerz ist schon fast weg, die Körpertemperatur schon fast wieder normal. Er schließt die Augen.

Schiller mit dem Pokal in der Hand im Tennisklub – Jugendmeister

U10!

Schiller mit dem Pokal in der Hand im Tennisklub – Jugendmeister

U14!

Schiller im Leistungszentrum, die besten Spieler des Jahrgangs, darunter zwei Gesichter, die man heute aus dem Fernsehen kennt, gegen beide gewinnt er mehrmals in Trainingsspielen!

Die Abiturzeugnisverleihung – Ehrung als Jahrgangsbester!

Die Promotionsfeier – der Stolz in den Augen des Vaters, der Mutter, des Großvaters, kein Vergleich zu den Siegen beim Sport!

Der Examensball – J im schwarzen Abendkleid, die Blicke, die sie auf sich zieht von allen Seiten, der Tanz mit ihr, eng umschlungen, Rausch des Siegers, doppelter Triumph!

Am frühen Abend ist Schiller schon wieder bei vollen Kräften. Alles versammelt sich unter dem roten Tempeldach. Schon beginnt die Meditation, aber nicht in Stille. Der Abt vermittelt die Lehren des Buddhas.

„Good morning, dear friends.“

Er redet langsam, Wort für Wort. Es gäbe drei Arten von Menschen: wie Buchstaben in Fels gemeißelte, wie Buchstaben in Sand gezeichnete, wie Buchstaben in fließendes Wasser geschriebene.

Dem Glück folge das Leid, dem Leid das Glück.

Dieselbe Welt sei für einige der Himmel, für andere die Hölle.

Weder höhere Fügung noch Zufall entschieden den Hergang der Dinge, sondern das Prinzip von Ursache und Wirkung.

Sieg brüte Hass aus, die Besiegten lebten in Not.

Nur die Friedfertigen lebten glücklich.

Der Hergang der Dinge verschleierte ihren Urgrund.

Der Urgrund der Dinge: Leere.

Leere – für Schiller kein Begriff. Ein Luxus, den er sich nicht leistet. Er ist das Nichtstun nicht gewohnt. Aufzustehen und keine Aufgabe zu haben, das ist nichts für ihn. Er ist kein Südamerikaner, der einfach so in den Tag hineinlebt. Schlimm genug die kurze Periode der

Arbeitslosigkeit, die Schiller infolge der an Rufmord grenzenden Hetzkampagne von Seiten Schwester Swetlanas zu erdulden hatte.

Schiller habe sie während des Streits am Kragen gepackt und aus dem Arztzimmer gezerzt, ließ sie allerorts verlauten. Eine Behauptung, für die es nicht nur keine Zeugen gab, es stimmte so auch nicht, an der Schulter berührt, von der Schulter her Richtung Zimmertür gedreht, das

ja, das leugnet er auch nicht, und dafür hat er sich auch entschuldigt. Geändert hat es nichts. Die erste Woche zu Hause ging es noch problemlos. Noch waren einige Entlassungsbriefe zu schreiben, die bis Ende des Monats vorliegen mussten. Freunde kamen zu Besuch, die Schiller länger nicht gesehen hatte. Der ältere Bruder, die Cousine. Bekannte von früher. Alles keine Südamerikaner. Früher oder später überall die Frage: „Und wie geht’s weiter?“

Natürlich nahm Schiller sofort die Suche nach einer neuen Stelle in Angriff. Bis er jedoch Rückmeldungen auf die Bewerbungen erhielt, vergingen Wochen, die zu überbrücken waren. Irgendwann war jeder wiedergesehen, alle noch ausstehenden Aufgaben erledigt und Schiller fragte sich ein ums andere Mal, wie Arbeitslose ihr Leben aushielten. Er wartete einfach, wochenlang. Die Tage verstrichen vollkommen umsonst. Manchmal zweifelte er sogar – nicht an sich, aber an der Welt. Dass er guter Dinge blieb, lag einzig an der Aussicht auf die neue Stelle. Auch für J war es keine leichte Zeit. Unter zärtlichem Streicheln seines Hinterkopfs redete sie ihm wieder und wieder zu, dass schon alles gut werde. „Lass das!“

Sie konnte sich nur noch wundern: „So kenne ich dich gar nicht!“ Ein kalter Fisch sei er geworden, maulte sie, sie werde jetzt gehen, sie verbringe das Wochenende lieber bei ihren Eltern, es sei sowieso mal wieder an der Zeit für einen Besuch. Und Schiller könne währenddessen wieder zur Besinnung kommen. Sie küsste ihn zum Abschied auf die Stirn, Schiller hielt sie fest. Er solle loslassen, schrie sie und ihre Augen funkelten blau, und Schiller warf sie auf die Couch, küsste sie und zog ihr die Jeans aus. Sie mochte es nicht im Wohnzimmer und führte ihn gleich ins Bett und sie liebten sich in Löffelchenstellung. Sie war schamhaft zärtlich wie eh und je und zum ersten Mal störte Schiller die ewige Küsserei unter der Bettdecke. Zum ersten Mal glaubte er ihr nicht.

Vielleicht liegt es an mir, dachte er plötzlich, dass sie sich ziert, ja, vielleicht hängt es immer an uns, welches Gesicht der andere zeigt. Vielleicht hat eine andere Hand sie einst beim Schopf gepackt und sie hat dieser Hand vertraut, sich dem Tanz von Dominanz ergeben und jene Hand alsbald mit Weiblichkeit entwaffnet und ihrerseits den Tanz geführt mit instinktiver Sicherheit, kokett und ohne Schein von Scham. Und je länger er daran dachte, wie J sich jener anderen, zupackenden Hand hingab, desto wütender wurde er auf sie. Bis er ihr mitten im

Liebesspiel mit der flachen Hand einen deftigen Schlag auf den nackten Hintern verpasste. Sie hielt jäh inne, wandte sich um und starrte ihn mit großen Augen an. Er stieß wuchtig zu. Sie stöhnte auf. Er beugte sich über sie. „Sag: Schlag mich!“

J lachte nur, er musste sie nochmals küssen und nochmals streicheln und mehrfach bitten, bis sie es flüsterte. Und seine flache Hand begann zu arbeiten, leicht genug, dass es nicht wirklich wehtat, dass es Spiel blieb, schlug er ihr im Rhythmus seiner Stöße auf den nackten Hintern, der allmählich errötete, und J verlor sich in verzückten Schreien, die nach mehr verlangten, mehr Schmerz, mehr Lust, mehr Ekstase.

Das sei schön gewesen, flüsterte J, den Kopf auf seine Brust geschmiegt. Schön, entgegnete Schiller, sei vielleicht nicht der richtige Ausdruck. Nach einer Weile fing sie zu weinen an. Er liebe sie nicht, behauptete sie.

Das sei Unsinn, lachte er.

Warum er sie denn dann geschlagen habe?

Weil es ihr gefallen habe.

Es habe ihr überhaupt nicht gefallen!

Das habe ihm aber anders geschienen.

Es sei schrecklich gewesen!

Ob sie so etwas schon einmal getan habe, wollte Schiller wissen.

Sie zog sich wortlos an, küsste Schiller auf die Stirn und fuhr zu ihren Eltern aufs Land. Noch am Abend rief Schiller sie an, es tue ihm leid, er sei so unter Druck, und er liebe sie mehr als alles andere in der Welt.

Den Samstag rief er wieder an, den Sonntag sogar zweimal. Den Montag dann endlich die Zusage von Professor Weber und die Welt war wieder in Ordnung und Schiller wieder der Alte.

„Na siehst du!“, atmete J am Abend erleichtert auf.

„Komm!“, sagte Schiller lächelnd. „Komm auf meinen Schoß! Gehen wir schön essen!“

Der Abt redet noch immer. Einmal, so erzählt er, langsam, Wort für Wort, habe der Buddha mit Wesen aus fernen Galaxien geplaudert.

Selbige seien verwundert und belustigt gewesen angesichts der Art und Weise, wie der Pfad des Bewusstseins dieserorts beschritten werde – in ihrer Welt bestehe der Prozess des Erwachens darin, herrlichen Klängen zu lauschen. So könne man auf dem Planeten Erde leider nicht arbeiten, habe der Buddha erwidert, da Menschen sofort süchtig würden nach den Klängen.

Der Abt lächelt. Ewige Sklaven seien wir, unseren mächtigen Herren ergeben, die uns im Leiden gefangen hielten.

Vergnügen und Schmerz.

Kritik und Tadel.

Ruhm und Schande.

Gewinn und Verlust.

Wenn wir jedoch aufhören könnten, dieses zu suchen und jenem zu fliehen, seien wir frei.

Die schwierigste Handlung des Universums: sich selbst zu ändern.

Dich selbst zu erobern: ein größerer Sieg, als Tausende in einer Schlacht gefangen zu nehmen.

„No me, no mine“, sagt der Abt und erhebt sich. „Breathe in, breathe out.“

∞

Es geht wie immer erst ganz zum Schluss zum Klopapierregal, um die Zehnerpackung Dreilagiges in den Wagen zu packen – und dann schnell zur Kasse, das Klopapier aufs Band gelegt, als ob nichts wäre, und wie zufällig alles andere draufgepackt. An der Kassiererin vorbei ans Ende des Bandes, alles zügig zurück in den Einkaufswagen, das Klopapier leider zuletzt, aber natürlich nicht einfach quer mitten draufgelegt, sondern längs gestellt, und die noch leeren Tüten wie zufällig drüber geworfen, alles mit gleichgültigem Blick. Beim Bezahlen verkrampft lächeln unter Vermeidung direkten Blickkontaktes. Alles klar. Erst mal in die hinterste Ecke mit dem Wagen, den Schweiß aus dem Gesicht wischen und durchschnaufen. Als bald nach Hause marschieren, das Klopapier unterm Arm, weil es in keine verdammte Tüte passt. Nicht zu ändern – jetzt einfach Augen zu und durch, schnurstracks im Schnellschritt. Zuhause das schweißnasse T-Shirt ausziehen, den Oberkörper trockenreiben und in neue Klamotten schlüpfen. Dann gleich los zum S-Bahnhof. Schon als ich einsteige in den Zug, schwant mir nichts Gutes. Ich weiß nicht, wie ich's beschreiben soll. Das pure Unbehagen. Als ich mich setze, fange ich prompt wieder zu schwitzen an. Irgendwie spüre ich tausend Blicke auf mich gerichtet. Ich sehe mich von außen, wie ich so dasitze auf meinem Fensterplatz, ein erbärmliches schwitzendes Stück Fleisch, und die Brühe läuft mir nur so vom

Gesicht. Es ist fürchterlich.

Ich beuge mich hinab und tue, als schnürte ich mir die Schuhe, um mir heimlich den Schweiß vom Gesicht zu wischen mit dem bloßen Ärmel, der nun nass ist, das sieht jeder. Also Ärmel versteckt und Blick aus dem Fenster, um abzulenken. Am Bahnübergang fährt der Zug idiotisch langsam und alle wartenden Autofahrer glotzen mich an, die schwitzende kleine Wurst, die sich kein Auto leisten kann.

Ein Kratzen am Kinn, jeder durchschaut die Geste, jetzt sieht auch jeder den nassen Ärmel – da dröhnt es durch den Waggon: „Nächster Halt: Hauptbahnhof!“

Ich muss eigentlich aussteigen, traue mich aber nicht, nassgeschwitzt wie ich bin. Zu allem Überfluss setzt sich ein Alter direkt gegenüber. Gott sei Dank beachtet er mich überhaupt nicht. Seinem Blick hinaus in die Stadtlandschaft folgend, um mich zu vergessen, flimmert's so weißlich, als hätte ich zu lange in die Sonne geguckt, dabei regnet's ja. Ich kneife die Augen ganz fest zusammen, da taucht plötzlich wie aus dem Nichts der Schaffner auf: „Die Fahrkarten bitte!“

Und ich hab so eine Panik davor, dass ich das verdammte Ticket tatsächlich nicht finde. Es ist einfach nicht, wo es hingehört, in der Innentasche meiner Regenjacke nämlich – und zwar hinter dem Portemonnaie. Ich suche auch alle anderen Taschen ab. Nichts. Der Schaffner wird allmählich ungeduldig, ich spüre seinen Blick genau. Jetzt glotzt auch der Alte zu mir herüber, sensationsgeil und schadenfroh. Wieder Schweißattacke. Das Blut steigt mir zu Kopf, dass ich nicht mehr denken kann. Plötzlich habe ich das Ticket in der Hand, ohne zu wissen, woher auf einmal. Als ich es dem Schaffner reiche, wage ich nicht, aufzuschauen.

„Na also!“, sagt der nur.

Der Alte glotzt wieder aus dem Fenster, offenbar enttäuscht, und ich halt's nicht mehr aus und haste zur Waggontür. Um nicht dazustehen wie ein Idiot, krame ich mein Handy hervor und tue, als telefonierte ich. „He, Amigo ... gut, klar ... ja, aha ... hehe ... ja, okay ... alles klar, tschüss!“

Vom Stadion aus marschiere ich den ganzen Weg zurück zum Hauptbahnhof, Kapuze im Gesicht, obwohl es nicht mehr regnet, Blick auf den Asphalt, meine Schritte zählend zur Beruhigung. An der erstbesten Kreuzung biege ich schnell ab von der Hauptstraße, ich kann es nun mal nicht leiden, wenn jemand hinter mir geht. Klar, dass ich

alsbald die Orientierung verliere in diesem Labyrinth von Seitenstraßen, zumal ich die Gegend kaum kenne.

„Also sind Sie gar nicht beim Amtsarzt gewesen?“, fragt Frau Lenov.

„Nein.“

„Hm“, sagt sie.

Plötzlich Gerenne auf dem Flur, wütendes Geschrei, das nach Vanessa klingt, dann großes Gelächter, die Borderliner inszenieren wieder.

„Und den Termin abgesagt haben Sie auch nicht?“

„Wie denn?“, antworte ich achselzuckend. „Ich war ja unterwegs ...“

„Es gibt ja Telefone.“

„Ich hatte gar keine Nummer.“

„Die kann man ja herausfinden.“

Irgendeinen Haken hat die Geschichte, die man erzählt, immer, da kann sie noch so fantasievoll ausgemalt, noch so glaubwürdig geschildert sein, ab einem bestimmten Punkt, den man übersehen hat, ist man aufs Wohlwollen seines Gegenübers angewiesen.

Ich hätte auch die Wahrheit erzählen können, das Misstrauen hätte trotzdem den Haken gefunden. Ich hätte zum Beispiel erzählen können, wie ich zwar zielgerichtet in die Stadt fuhr, nachdem ich am Morgen hier raus bin, dann aber ratlos vor dem Netzplan der U- und S-Bahnen stand, weil ich nicht mehr wusste, wo ich wohnte. Die Straße nicht, den Bezirk nicht, nicht einmal grob, von der ungefähren Entfernung her oder der Himmelsrichtung. Meine Schlüssel aus der Jackentasche zu kramen und genauer unter die Lupe zu nehmen brachte mich auch nicht weiter. Genauso ging es mir mit meinem Handy beziehungsweise der Kontaktliste, die ich von A bis Z durchscrollte, da war definitiv niemand dabei, der es gewusst hätte. Weiter fiel mir nichts ein, was ich hätte tun können, um der Sache näher zu kommen. Es war mir aber auch nicht wichtig. Ehrlich gesagt war es mir scheißegal.

Und so ließ ich mich quasi treiben, da ich sowieso schon mal da war. Ich ging also erstmal aus dem Bahnhof ins Freie und lief ein paar Meter in irgendeine Richtung. Dann stand ich da eine Weile rum. Bald ging ich weiter, irgendwohin, sah irgendwo eine Bank und setzte mich. Nach einer Weile stand ich wieder auf, ging irgendwohin weiter, stand da dann rum, ging wieder irgendwann weiter, sah irgendwo die nächste Bank und so weiter. Irgendwann stellte ich fest, dass ich zurück am Bahnhof war. Und so ging ich zum Gleis, stieg in die Bahn ein und war pünktlich zum Abendessen zurück in der Klinik. Einmal blind im Kreis, eine

Stadtwanderung von neun Stunden, genau getimt, ohne dass ich auch nur ein einziges Mal gewusst hätte, wie spät es war, oder wo ich war, oder wo ich eigentlich hinlief.

Das sei doch gelogen, hätte Frau Lenov sich brüskiert, noch dazu auf völlig unglaubliche Art und Weise, schließlich könne der Mensch sich bei plötzlichem Gedächtnisverlust gar nicht mehr erinnern, wo er hergekommen sei und also auch unmöglich wissen, wie er wieder dorthin zurückkäme, und außerdem würde er sich im Nachhinein an absolut gar nichts aus dem Zeitraum der Amnesie erinnern, auch an kein Rumstehen oder Hinsetzen auf eine Bank. Es sei keine Amnesie gewesen, hätte ich darauf erwidert, es habe mit der zumeist unbewussten Werteskala zu tun, nach der sich richte, ob überhaupt und worauf das Auge seinen Fokus lege, ich zum Beispiel fände es schade drum, wenn sich Gewährsein dauernd als Aufmerksamkeit verschenke, und sei es nur als Zuhören, wo Zwei sich neben einem unterhalten, oder als Riechen zum Dönerladen hin, oder als Lesen von Straßennamen, oder als Erinnern, wo man denn wohne und wer man eigentlich sei.

„Gut“, sagt sie, „lassen wir das.“ Sie kramt in Ihren Unterlagen. „Sie sind jetzt zum fünften Mal hier, richtig?“ Das stimme, nicke ich.

„Und vorher aber nie in psychiatrischer oder psychologischer Behandlung gewesen, auch nicht ambulant?“

„Richtig.“

„Die ambulante Verhaltenstherapie, die ich Ihnen immer wieder nahegelegt habe, die haben Sie nie angefangen?“

„Die Termine musste ich allesamt absagen, weil ich jedes Mal Panikattacken hatte auf dem Weg zur Praxis.“

„Und wie schaffen Sie es dann jedes Mal hierher in die Klinik?“

Ich zucke die Achseln, beiße mir fest auf die Unterlippe und setze mich ganz gerade hin, weil ich merke, dass ich kichern muss. Vom Klopapier her, nehme ich an, oder einfach von allem her, absurd, wie es ist.

„Hier machen Sie ja keinen ängstlichen Eindruck. Man sieht sie im Fernsehraum sitzen, sie unterhalten sich im Aufenthaltsraum mit Mitpatienten, zum Schwimmen gehen Sie, zur Gruppentherapie, in die Gärtnerei, von Rückzugsverhalten oder soziophobischen Tendenzen zeigt sich ja gar nichts, oder?“

„Hier ist es etwas anderes.“

„Was ist denn hier anders?“

„Die Menschen. Die Mitpatienten und auch die Mitarbeiter. Es ist

humaner als draußen. Geradezu heilsam.“

„Es ist aber keine Kur hier, das wissen Sie.“

Es war eine Frage der Zeit, dass Frau Lenov alles Spanisch vorkommt. Klar weiß ich das Spiel zu spielen, ich kenne doch alle Kniffe. Nur kann man Panikattacken halt schwer simulieren. Und den ganzen Tag auf dem Zimmer zu hocken habe ich auch keine Lust. Es gab natürlich andere Möglichkeiten. Aber mir die Arme aufzuritzen oder dauernd mit dem rechten Auge zu zucken kam für mich nicht in Frage. Eine schwere Depression oder gar eine chronische Psychose wäre zwar reizvoll gewesen, das war mir aber einfach zu brenzlich, von den Medikamenten und dem drohenden Freiheitsentzug her. Man muss sich schon auch schützen vor der Gesellschaft, dem Staat, sonst macht es ja keiner, die Polizei kannst du ja schlecht rufen.

Deshalb ist Bildung ja wichtig. Aber richtige Bildung, Bildung von innen heraus, als organische Bewegung, als natürlicher Prozess. Wie ein Baum, der das an Wasser und Nährstoffen aus dem Boden zieht, was er gerade zum Wachstum braucht, nicht wie der Michel, der sich mit irgendeinem Mist vollstopft und ihn dann widerkaut und dafür Urkunden kriegt.

Von der Hilfe bis zum Zwang ist es ja nie weit, und der Michel merkt es halt nicht, dass er sich nicht hilft mit dem, was er sich da aufzwingt.

Wenn er hier landet, dann hat er's gemerkt. Dann hat's gezwickt vom Korsett her, dann sind plötzlich Druckstellen entstanden, wahrscheinlich hat es den Bewegungsablauf gestört, oder er hat sich wundgelegt darin. Das kann natürlich schnell passieren. Wenn es erstmal wehtut vom Korsett her, dann wird es unfassbar schwer, durch Leben zu gehen. Der psychische Reflexbogen des Menschen geht ja weit übers Körperliche hinaus, er schließt ja das Auge, das von außen schaut, mit ein – und umspannt damit nicht nur den ganzen inneren Kosmos, sondern zugleich auch die gesamte äußere Welt.

Deswegen ist der Michel ja so störanfällig. Als Sternegucker fasziniert mich das natürlich, von den gigantischen Dimensionen der sichtbaren und unsichtbaren synaptischen Verbindungen her. Vom eigenen Universum her, das jeder Michel ist.



Abendröte überzieht den wolkenlosen Himmel.
Stille kehrt ein.

Grillen zirpen.

Mücken stechen.

Beine schmerzen.

Arme jucken.

Endlich erhebt der Abt das Wort.

Dein Nachbar: geboren, um alt und krank zu werden und schließlich zu sterben, zusammen mit dir.

Geburt und Tod aber: pure Illusionen.

Die Welt: eine Fata Morgana, eine vorbeiziehende Wolke, Blitz, Tagtraum, Phantom, Wasserblase, Schatten, glitzernder Morgentau.

Ihre Essenz: Unbeständigkeit und Vergänglichkeit.

Unser Leben: ein brennendes Haus, doch wir merkten nicht, dass es in Flammen stehe, uns zu verbrennen drohe.

Das Feuer: Begierde, Hass, Stolz, Eifersucht, Verblendung. Menschliches Verlangen: endlos.

Der Abt lächelt. „No me, no mine. Breathe in, breathe out.“

Schiller würde gern den Oberarzt anrufen! „Kein Ich, kein Mein, sagt er, Geburt und Tod seien pure Illusionen, die Welt eine Fata Morgana!“

„Und er ist ganz und gar überzeugt von seinem Wahn, Herr Schiller?“

„Ja, Herr Oberarzt.“

Sicherlich würde Dr. Heweke sofort herbeistürmen und versuchen, den Abt zur Behandlung zu überreden. Der Abt würde nur dasitzen, still und stumm.

„Sitzt er immer einfach so da?“

„Ja.“

„Wahrscheinlich katatone Schizophrenie. Hat er Halluzinationen?“

„Ich denke. Er spricht vom 'Urgrund der Leere'. Das Leben, meint er, sei ein Haus, das in Flammen stehe, uns zu verbrennen drohe.“

„Fraglos eine paranoide Anschauung. Noch etwas?“

„Ein subjektives Leiden ist nicht zu erkennen.“

„Typisch. Sozialisation?“

„Er scheint beruflich fest im Sattel zu sitzen. Gilt als integer und tugendhafter Charakter.“

„Hm“, würde Dr. Heweke murmeln. „Krankheitseinsicht?“

„Keine.“

„Hochpotentes Neuroleptikum als Langzeittherapie!“

Kerzen flackern.

Aus Dämmerung wird Nacht.

Eine Ewigkeit vergeht.

Nichts geschieht.

Pflichttermin in der Aula, ein gemeinsamer Vortrag von Professor Weber und Professor Kanthack, Leiter des Psychologischen Instituts der Humboldt-Universität, eine Koryphäe mit Weltruf, zum Thema „Psychopathologie und Mystik“. Zwischen den beiden sitzt der Meister irgendeines Sufi-Ordens.

„Was ist Sufismus?“, eröffnet Professor Kanthack das Interview.

Der Meister lacht. „Was immer Wort ist, ist nicht Sufismus.“

„Wie versteht man Sufismus dann?“

„Man muss zu Nichts werden, um Sufismus zu verstehen.“

„Hm.“ Professor Kanthack notiert. „Und wie wird man zu nichts?“

„Indem man Sufi wird.“

„Wie sind Sie selber Sufi geworden?“

Der Meister lacht. „Ich wurde verrückt.“

„Also sind Sufis Verrückte?“

„Sufis wissen, dass sie verrückt sind, Verrückte wissen es nicht.“

„Was wissen Ärzte und Psychologen?“, fragt Professor Weber.

„Ärzte und Psychologen wissen überhaupt nichts.“

„Wissenschaft ist also Humbug?“

„Ja.“

Professor Kanthack und Professor Weber blicken vielsagend lächelnd in die Runde. „Aber es gibt doch auch Sufis, die als Wissenschaftler arbeiten, oder etwa nicht?“, fragt Professor Kanthack weiter.

„Sicher. Sufis können in jedem Beruf arbeiten.“

„In jedem? Der Beruf spielt also keine Rolle?“

„Nein.“

„Und ein Sufi, der, sagen wir, als Psychologe oder Arzt arbeitet, vielleicht sogar mit Patienten, die seine Hilfe erwarten, der glaubt gar nicht an die Medizin, an die Psychologie?“

„Richtig.“

„Warum tut er es dann?“

„Um sich einen Lebensunterhalt zu verdienen.“

„Er nimmt seinen Beruf also nicht ernst?“

„Es ist wie Ballspielen für ihn.“

„Und der Sufi, der Patienten therapiert, obwohl er nicht an die Therapie glaubt, der bloß Ball spielt mit dem Patienten, wie ist er denn zu dem angeblichen Wissen gekommen, für das es keine Worte gibt?“

„Er ist verrückt geworden.“

„Ach ja, richtig. Und wie wird man verrückt?“

„Man wird berufen, wenn es soweit ist.“

„Von wem?“

Der Meister lacht nur.

„Von Gott?“, hakt Professor Kanthack nach.

„Das ist eine religiöse Frage. Damit gehen Sie besser in die Moschee oder in die Kirche.“

„Warum?“

„Dort finden Sie Glauben.“

„Hier nicht?“

„Im Sufismus gibt es weder Glauben noch Unglauben. Weder Fragen noch Antworten.“

„Ich verstehe nicht.“

„Der Verstand kann nicht verstehen.“

„Wie kann ich verstehen?“

„Indem Sie verrückt werden.“

„Gibt es keinen anderen Weg?“

„Nein.“

„Und man wird berufen zur Verrücktheit?“

Der Meister nickt.

„Ohne Worte, nehme ich an?“

Der Meister nickt.

„Es gibt also überhaupt keine Worte, um zu verstehen, sagen Sie?“

Der Meister nickt.

„Aber Sie antworten doch.“

Der Meister lacht. „Haben wir heute irgendetwas gesagt?“

„Wir müssen den mystischen Traditionen mit Respekt begegnen“, erläutert Professor Weber, nachdem der alte Mann unter höflichem Beifall verabschiedet wurde, „das ist ganz wichtig. Aber wir als Wissenschaftler und Ärzte sind auch verpflichtet, uns ganz genau mit den psychodynamischen Konsequenzen derartiger Lehren zu beschäftigen. Religiösen Wahn kennen wir alle zu Genüge aus der täglichen Arbeit.“

Wir dürfen aber nicht vergessen, dass auch heute immer noch etliche mystische Schulen existieren – auch hier in Berlin. Das ist deshalb so wichtig, weil Patienten mit entsprechender psychischer Prägung viel weniger leicht zu identifizieren sind als Patienten mit herkömmlichen

religiösen Wahnvorstellungen.“

„Hier sind Ich-Diffusion und Realitätsverzerrung das A und O“, ergänzt Professor Kanthack, „die Psychose kann daher nahezu unsichtbar bleiben. Umso mehr, je länger sie schon anhält. Hinzu kommt, wie Sie ja selber gerade miterleben durften, die Hybris, die wir auch vom religiösen Wahn her kennen. Die wirkt hier aber nicht nur in Bezug auf die Welt – die Mitbürger und die Gesellschaft etwa oder die Mitpatienten und das Behandlungsteam – sondern auch in Bezug auf das eigene Ich, die eigene Wahrnehmung, den eigenen Verstand. Der Patient nimmt sich als außerhalb seiner selbst stehend wahr. Das ist differentialdiagnostisch ungeheuer wichtig.“

Ein leiser Glockenschlag ertönt.

„No me, no mine, no suffering. Good night, dear friends.“

Feierabend. Alles schlurft erschöpft zurück zu den Schlafstätten, die über Nacht verriegelt werden. Zähneputzen im Mondlicht – und dann, freilich ohne gute Nacht zu sagen, schnell ab in die Zelle, denn in wenigen Stunden schon erfolgt der nächste Glockenschlag.



Mitten in der Nacht rüttelt Karl mich wach. „Du musst mir helfen!“ Ich schrecke sofort hoch und erwarte sonst was.

„Meine Schwester war wieder in meinem Traum!“ Ich lasse mich seufzend zurück ins Bett fallen. Karl fängt immer wieder davon an. Seit ihrem Todestag erscheint seine Schwester, die vor über zwanzig Jahren ermordet worden ist, regelmäßig in seinen Träumen und er hat den blanken Horror davor, weil er überzeugt ist, es sei kein Fantasiegebilde, seine tote Schwester in seinem Traum. „Erzähl!“, sage ich, da er sowieso keine Ruhe geben wird.

„Ich stand auf einem Kirchplatz, vor mir eine große Kirche in gotischem Baustil. Ich ging hinein. Die Kirche war groß und reich geschmückt mit vielen Ikonen und Kerzen. Ich konnte sie keiner Religion zuordnen. Irgendwo wurde gepsalmt und gesungen, aber ich konnte die Singenden nicht sehen. Ich folgte den Stimmen, stieg die Treppe zum Glockenturm empor. Im Turm saßen drei oder vier Leute, die psalmten – und zwar in einer mir fremden Sprache. Ich weiß jetzt noch nicht, was das gewesen sein soll. Zuerst dachte ich Hebräisch, aber Hebräisch war's nicht. Ich vermute eine Sprache aus der indogermanischen Familie. Jedenfalls ...

Wo war ich stehen geblieben?“

Es ist immer Dasselbe, er verliert sich in Details, die überhaupt nichts zur Sache tun, und damit den Faden.

„Beim Glockenturm.“

„Ach so, ja ... Ich ging also wieder hinunter in die Kirche und lief durch einen ziemlich hell erleuchteten Gang. Der führte zu vielen weiteren Räumen, die, wie ich im Traum glaubte, zu biblischen Lehrzwecken genutzt wurden, also einer Art Bibelschule angehörten. Ich ging weiter und dann stand da so ein hölzernes Pult an der Seite des Ganges. Auf dem Pult saß ein etwa zehnjähriges Kind, die Beine übereinandergeschlagen. Ich dachte natürlich, es sei irgendein Schüler, und ging näher, um mich zu erkundigen, was hier gelehrt wurde. Aber als ich näherkam, erkannte ich das Gesicht sofort: Es war Christine, meine verstorbene Schwester! Sie schaute mich mit einem kindlichen, gewinnenden Lächeln an.“

„Und?“

„Dann bin ich schweißgebadet aufgewacht.“

„Interessant“, gähne ich.

„Du musst mir helfen!“, insistiert er.

„Was soll ich denn tun?“, frage ich.

„Hilf mir, ihren verstorbenen Geist zu vertreiben!“

Karl hat wirklich jeden Realitätsbezug verloren.

„Und wie soll ich das bitte schön anstellen?“, frage ich.

Da schweigt er betreten und ich drehe mich auf die Seite. Karl kann einem leidtun, mit seiner toten Schwester und allem.

„Gute Nacht“, murmle ich.

„Nacht.“

Als ich am Morgen das Licht anknipse, liegt Karl schon wach.

„Ich glaube, es ist vollbracht.“

„Was ist vollbracht?“

„Ich habe ihren Geist vertrieben.“

Während ich mich recke und strecke, erzählt er: „Nachdem ich wieder eingeschlafen bin, war sie wieder da, sie saß wieder auf diesem Pult. Und ich ging einfach noch näher. Ich sah sie mir ganz genau an. Ich bemerkte eine Spur von Verlegenheit in ihrem Lächeln, ganz so, als fühlte sie sich ertappt. Und da wusste ich plötzlich, dass sie die Gestalt eines Kindes angenommen hatte und dieses unschuldige Lämmlein mimte, um harmlos zu erscheinen, damit ich nicht böse auf sie sein würde. Ich

erwiderte ihr Lächeln aber nicht. Im Gegenteil, ich hatte richtige Aversionen und das Gefühl, dass es jetzt genug ist. Ich sagte zu ihr in strengem Ton: ‚Verschwinde aus meinem Traum!‘

Wie sie mich daraufhin anblickte, wirkte sie ziemlich eingeschüchtert, ihr Gesicht war richtig angstverzerrt. Ich erkannte in ihren Augen – sie sprach nicht mit Worten – die Frage: ‚Warum möchtest du die Realität in deinem Traum kontrollieren?‘

Ich antwortete in Worten, ungefähr so: ‚Ich weiß es nicht. Ich weiß auch nicht, ob ich das kann, die Realität in meinem Traum kontrollieren. Ich weiß nicht einmal, ob ich die Realität in meinem wirklichen Leben kontrolliere. Aber ich weiß, dass du aus meinem Traum verschwinden musst!‘

Da errötete sie vor Scham. Wie ein kleines Kind, das etwas Schlimmes ausgeheckt hat und entlarvt ist. Sie stieg vom Pult. Ich spürte, wie sehr sie sich schämte. Sie schaute noch einmal zu mir auf, flehend, aber mein Blick blieb unbeirrbar, entschlossen, irgendwie vernichtend. Ich hatte in diesem Moment kein Mitleid. Dann ging sie, den Gang entlang, aus der Kirche.

Ich schaute ihr nach, wie sie über den Kirchplatz ging. Jetzt fühlte ich doch mit ihr mit, so allein wie sie war, es tat mir richtig weh ums Herz. Ihre Gestalt verkleinerte sich zunehmend, bis ihre Konturen sich ganz auflösten. Sie verschwand im Nichts. Dann bin ich aufgewacht. Ich glaube“, sagt Karl und blickt aus dem Fenster in die Morgenröte über den Wipfeln, „sie kommt nicht wieder.“

Da ich nicht weiß, was dazu sagen, stehe ich auf, laufe zum Wandschrank, picke die Karteikarte des Tages aus einem von Karls Schuhkartons und lese laut vor:

„Wilber, Ken: All das Gute und all das Böse, das Beste und das Schlechteste, das Aufrechte und das Verkommene – alles und jedes ist – genau so, wie es ist, eine überaus vollkommene Manifestation des Geistes. Es gibt nichts als Gott, nichts als die Gottheit, nichts als den Geist in allen Richtungen, und kein Sandkörnchen ist mehr oder weniger Geist als alles andere.“



Der zweite Tag, der erste Glockenschlag. Aus dem Tiefschlaf springt Schiller auf und sucht den Lichtschalter. Er glaubt, der Dienstfunk sei

gegangen. Seine Hand sucht und sucht den Schalter – doch statt dass sie findet, öffnet sich die Tür und Schiller blickt ins schwarze Nichts. Erst als die Glocke ein zweites Mal läutet, dämmert's: Kloster, natürlich! Er steht noch an der Schwelle, als es Licht wird im Dunkel – der erste Tourist taucht auf, eine Kerze in der Hand. Schiller freut sich richtiggehend, ihn zu sehen. Er weiß wieder, wo oben und wo unten ist. Offenbar eine mondlose Nacht.

Erst der zweite Morgen – und schon ist alles Routine!

Kerzen flackern.

Grillen zirpen.

Der Abt wie ausgestopft.

Die Wut auf die Mönche steigt minütlich. Das Schlimmste: man weiß nicht, worauf man sich freuen soll. Man quält sich von Meditation zu Meditation, volles Programm bis abends um zehn, dann Kerze aus und schlafen auf Stein! Und das mit leerem Magen. Dann der Regen, der nicht fallen will, Übergang zur Trockenzeit, die Luft steht, so windstill ist es und dabei immer zu heiß, Tag und Nacht, und schwül, dass man schwitzt wie im Dampfbad. Warum nicht auf der Stelle seine Tasche packen und ab nach Rangoon, ins teuerste Luxushotel der Stadt, den Airconditioner einschalten, sich in die strahlend weiße Bettwäsche auf dem Kingsize-Bett werfen mit der Fernbedienung in der Hand und den 24-Stunden-Room-Service anrufen? „Continental breakfast, please. And one Cheeseburger with French Fries. And Vanilla Ice Cream with Strawberries.“

„Good morning, dear friends.“

Jedes Abschweifen in Vorstellungen von Zukünftigem reiße uns aus der Wirklichkeit.

Jede Erinnerung, an der wir hingen, zerstöre unser Leben.

Atme ein, werde geboren.

Atme aus, stirb.

Und dann, vor dem nächsten Atemzug: ein Augenblick des Nichtatmens.

Der ewige Kreislauf.

„No me, no mine. Breathe in, breathe out.“

Schiller schaut sich um. Jetzt, da der Morgen endlich graut, kommt einiges ans Tageslicht. Jeder Tourist hat seine ganz eigenen Tricks.

Schillers Zellennachbar etwa hat sich zwei Extrakissen bereitgelegt, bevor es losging. Weil's mucksmäuschenstill ist, fällt, wer sich bewegt,

natürlich sofort auf – in einem günstigen Moment aber, da weiter hinten jemand niest, schiebt er sich nahezu geräuschlos erst das eine und wenig später auch das zweite Kissen zwischen Gesäß und Füße. Ein Farbiger weiter links täuscht heftige Hustenanfälle vor, wenn er nicht mehr kann. Der Lockenkopf direkt daneben ist derweil mit seinem Kissen immer näher an eine der tragenden Säulen der Dachkonstruktion gerückt und sitzt mittlerweile so, dass er sich ohne Probleme anlehnen kann, ohne dass ein Gelenk knackt. Manche der Streber in den ersten Reihen dagegen scheinen echte Profis zu sein, mit eigenen Kissen, Gewändern, Stirnbändern und Nasensprays. Die würden wahrscheinlich noch länger durchhalten. Aber auch einige der Anfänger sind extrem ehrgeizig und bewegen sich keinen Deut.

Abermals erhebt der Abt das Wort.

Das wandernde Auge, so sagt er, sei ein schwieriges Problem für jeden Meditierenden. „So take note very mindfully of the desire to look around.“

Wieder der heimliche Blick auf die Uhr – die Zeit vergeht einfach nicht!

Der Abt, der dasitzt wie ein Stein.

Der ziehende Dauerschmerz im Rücken.

Der Gong, der nicht ertönen will.

Die Kerzen vorn am Altar.

Die Augen schließen.

Die Grillen ringsum.

Die Schmerzen.

Nichts.

J im Bademantel, einen Becher mit heißem Kaffee in der Hand.

Die Augen schnell wieder öffnen.

Kerzen, Grillen, Mücken.

Der Abt mahnt zur Geduld: „During the retreat, all you need to do is to be mindful.“ Durch unzählige Schwankungen irre der Geist Tag für Tag. Drehe ein Ventilator sich schnell, könne man ihn nicht erkennen, wie er wirklich sei. Erst wenn er langsamer werde, offenbare sich dem Auge seine eigentliche Struktur. Daher sei die Wahrnehmung geistiger und physischer Prozesse eine Frage der Langsamkeit. Man müsse das Denken frei von Wogen halten, wolle man den Grund sehen.

Der Abt lächelt. Geduld, sagt er, führe ins Nirwana.

Ungeduld katapultiere uns geradewegs in die Hölle.

„No me, no mine. Breathe in, breathe out.“

Endlich ertönt die Glocke. Gehmeditation steht auf dem Programm. Durch achtsames Gehen allein, erläutert der Abt vom Podest aus, sei es möglich, vollständiges Gewahrsein zu erreichen. Er demonstriert: „Intending, lifting, pushing, dropping, touching, pressing.“ Ziel ist es also, den Bewegungsablauf beim Gehen zu verfolgen, in allen Details. Weil's ziemlich kompliziert ist, komplizierter jedenfalls als man meinen möchte, muss man sich konzentrieren, will man die Motorik der Beine und Füße im Einzelnen erfassen. Schiller übt auf der Wiese, ganz langsam: zunächst das Stehen auf beiden Füßen. Dann Impuls, klar, und Gewichtsverlagerung auf das rechte Bein. Heben des linken Fußballens, gut. Dann aktives Beugen von Sprung-, Knie- und Hüftgelenk. So entsteht die Vorwärtsbewegung. Schließlich passives Abrollen des Fußes, während der andere Fuß bereits in der Hebephase begriffen ist.

Fertig. So einfach ist das – vorausgesetzt, man besitzt zumindest Grundkenntnisse der Anatomie. Schiller steht da und blickt Richtung Podest. Der Abt scheint gar nicht hingeschaut zu haben!

Noch einmal, diesmal mit rechts: Intention. Heben. Beugen. Drücken. Abrollen. Fertig.

Und noch einmal, wieder mit links: Intention. Heben. Beugen. Drücken. Abrollen. Fertig.

Blick auf die Uhr, ein Geschenk von J. Noch 58 Minuten!

Die Touristen haben sich im Gelände verteilt, jeder geht für sich, Blick zu Boden, ganz langsam, wie in Zeitlupe, kreuz und quer – wie die Irren!

Schiller hat die Schnauze voll – als sich ein guter Augenblick findet, da jeder mit seinen eigenen Beinen beschäftigt ist, verschwindet er unauffällig hinter dem Tempel und marschiert schnurstracks Richtung Zellentrakt. Durchgeschwitzt wie er ist, zieht er sich aus bis auf die Shorts und gießt sich ein paar Eimer Wasser über den Kopf. Da das nicht die erhoffte Abkühlung verschafft und niemand in der Nähe ist, steigt er ins Becken. Eine Weile auf dem Rücken im Wasser und summt zufrieden ein paar Lieder. Als die Finger zu schrumpeln beginnen und der Magen immer lauter knurrt, steigt er aus dem Wasser, zieht sich in aller Ruhe wieder an und geht dann, erfrischt und hungrig, wie er ist, ziemlich zügig achtsam frühzeitig zum Buffet. Er ist nicht der Einzige. Der Kampf um die besten Plätze geht lange vor dem Glockenschlag los. Einige beugen und strecken ihre Gelenke nur noch Richtung Küche,

wenn es gegen zwölf geht – es ist ja nicht vorgeschrieben, wohin man achtsam geht.

Da bei den Mahlzeiten niemand kontrolliert, wer wie viel in seine Schale füllt, kommt es mittlerweile zu Ungereimtheiten. Der Lockenkopf treibt's wieder auf die Spitze. Er steht schon mit der Schale in der Hand am Buffet, bevor die Meditation beendet ist. Sobald er die anderen kommen sieht, tut er sich schon auf – und zwar so viel, dass er eine Hand auf die Schale halten muss, damit nichts runterfällt. Man darf ja nichts sagen.

Das Gros, zu dem auch Schiller gehört, ist diplomatischer und drängt nicht um die Plätze ganz vorn in der Schlange, sondern platziert sich möglichst im vorderen Mittelfeld, um dann nur so viel zu nehmen, dass der Querschnitt der Oberkante der Schale nicht überschritten wird und obenauf nur Grünzeug zu sehen ist.

Dann heißt es wieder warten, bis auch alle anderen sitzen. Von Mahlzeit zu Mahlzeit wird's schlimmer. Schon dampft der Reis nicht mehr und noch immer reicht die Schlange bis zur Wiese. Viele bewegen sich nur noch in Zeitlupentempo. Der Glatzkopf, der sich am ersten Tag als Ansprechpartner bei größeren Problemen ausgegeben und beim Palmblätterzerkleinern gegen Schiller den Kürzeren gezogen hat, macht besonders auf sich aufmerksam. Als der Letzte aus der Schlange an der Reihe ist und nicht nur Schiller denkt, gleich ist's so weit und man kann endlich anfangen, steht er erst auf und geht zum Buffet, in aller Seelenruhe. Damit alle sehen, dass er nicht gierig ist, nimmt er fast nichts aus den Töpfen, dafür aber Löffelspitze für Löffelspitze, mit idiotischer Langsamkeit – während alle vor ihren Schalen sitzen und warten. Andere essen absichtlich langsam. Achtsam eben. Ohne jede Gier. Bissen für Bissen. Grashalm für Grashalm. Wie erleuchtete Kaninchen.

Die Männerration ist, wenn die Hälfte sich genommen hat, schon zu drei Vierteln verbraucht, sodass die, die erhaben tun und sich als Letzte in die Schlange stellen, nahezu leer ausgehen, nur einen Tee trinken und tun, als meditierten sie. Am nächsten Tag stehen sie dann wie zufällig meist als Erste an.

Bei den Frauen dagegen bleibt immer Essen übrig!

Eine Sitzordnung existiert nicht. Keine Ahnung, warum man trotzdem bei jeder Mahlzeit auf demselben Platz hockt. Am Nachbartisch links die Borderliner, die fabrizieren in der Regel den mit Abstand höchsten Lärmpegel – echte Streitigkeiten mit Teller Zerschlagen und heulend Davonlaufen sind aber selten. Auch die alten Schachteln sitzen immer zusammen, das ist der stillste Tisch.

Rechts am Nachbartisch die Magersüchtigen, Mila und Bea. Der Konkurrenzkampf ist groß. Schon beim allmorgendlichen Wiegen im Stationszimmer, das für sie zum Pflichtprogramm gehört, gab's Spektakel – und Mila heulte den halben Vormittag lang, weil sie offenbar mehr zugenommen hatte als Bea. Wie immer sitzt jemand vom Pflegedienst dabei, um aufzupassen, dass niemand sein Steak in der Hosentasche verschwinden lässt. Die wichtigste Therapieaufgabe lautet nämlich: Aufessen! Anschließend heißt es für die Mädels noch eine Stunde sitzen bleiben – damit keine aufs Klo rennt und sich heimlich den Finger in den Rachen steckt. Zudem herrscht Ausgangssperre, sie dürfen die Station nur unter Aufsicht verlassen – damit sie gar nicht erst in Versuchung kommen, drei Stunden durch den Wald zu joggen, um die zu sich genommenen Kalorien gleich wieder zu verbrennen.

Wie jeden Mittag würgen sie schon das Hauptgericht, Jägerschnitzel mit Bratkartoffeln, mit bleichen Gesichtern in sich hinein, nicht ohne im Auge zu behalten, wie Gabelspitze um Gabelspitze im Mund der anderen verschwindet. Dennoch essen beide tapfer auf. Als der Küchendienst aber den Nachtschisch serviert, ist das Geheule groß: Sahnetorte! Schwester Jutta erstickt von vorneherein jedwede Diskussion im Keim, die Statuten sind nun einmal gnadenlos: Wer nicht aufisst, fliegt!

Wie die zwei sich so gegenüber sitzen, mit Kuchengabeln in den Fäusten und Tränen in den Augen, die großen Tortenstücke vor der Nase, merke ich plötzlich, wie ich zu kichern beginne, so von innen heraus, und da zu allem Überfluss Karl meinen Kampf mit mir selbst auch noch bemerkt und nun ebenfalls auf das Szenario aufmerksam wird und den Blick schnell wieder senkt und mit dem Kopf unterm Tisch verschwindet, beginnt das unselige, selige, kindliche Spiel ums Nicht-Lachen-Dürfen – bis wir geschüttelt werden vor Lachen bis hin zu Krämpfen in der Magenkuhle und nach Luft japsen.

Durch die Tränen hindurch sehe ich plötzlich Bea, wie sie vor mir steht und ihren Teller wirft, aber Gott sei Dank nicht trifft, wie die Scherben

knapp neben dem Stuhl zerspringen, wie sie heulend aus dem Saal läuft und die Tür zuknallt. Da ich die Tränen abwische mit dem bloßen Ärmel, sind plötzlich alle Blicke auf uns gerichtet. „Ihr seid richtige Arschlöcher!“, keift Marta wütend.

„Typisch Männer!“, ruft Ela.

„Jetzt lauft hinterher und entschuldigt euch!“, fordert Britta.

Die Vorwürfe kenne ich nur allzu gut. Von der Familie her. Unseren Lachkrampf auf der Beerdigung meiner Oma hat meine Mutter meinem Bruder und mir bis heute nicht verziehen. Mein Opa hat danach jahrelang nicht mehr mit uns gesprochen, wir hatten sogar Hausverbot bei ihm. Es gab auch nie wieder Geld zum Geburtstag. Zu seiner Beerdigung durften wir gar nicht erst mit, obwohl wir da schon längst erwachsen waren. Auch Familienfeste jeglicher Art waren für uns tabu, runde Geburtstage, Taufen, Hochzeiten, wir durften nie mit. Und natürlich Gottesdienste, insbesondere die weihnachtlichen in der prallgefüllten Kirche, die waren aber auch immer der qualvollste Genuss gewesen, sieht man von der Beerdigung meiner Oma und der Taufe meines Cousins einmal ab.

Ich klopfe vorsichtig an Beas Zimmertür. „Es tut mir leid!“

„Mir auch!“, schiebt Karl hinterher.

„Haut ab!“

Ich versuche ziemlich umständlich und stockend, im Detail zu beschreiben, wie absurd das Bild anmutete, die kullernden Tränen zum Stück Sahnetorte, und genau darzulegen, wie dieses unselige Lachen müssen zustande kommt, insbesondere, wenn es getriggert wird durch einen anderen, der ebenfalls angesteckt ist, und erkläre dann, dass ich total verstünde, dass sie verletzt sei, dass sogar meine Mutter damals geweint habe, weil mir Das Gleiche am Grab meiner geliebten Oma passiert war, dass es zwar schrecklich sei, aber schließlich doch kein Mensch was dafür könne, wenn er lachen müsse, es ein Reflexbogen sei, ziemlich komplex, vom Hirn übers Gesicht bis ins Zwerchfell, aber zugleich den ganzen Kosmos umfassend bis hin zur Unendlichkeit.

„Es kann auch keiner was dafür, was er lustig findet“, ergänzt Karl, „mancher findet’s lustig, wenn einer auf ’ner Banane ausrutscht. Da sagst du auch nicht: Entschuldige dich!“

„Haut endlich ab!“

Da sich die Tür nicht mehr öffnen wird und alles gesagt ist, schlendern wir zum Aufenthaltsraum. Ich sehe das Dilemma, aber ich kann es nicht

ändern. Wenn ich es unterdrücke, wird es nur schlimmer. Die Lösung meiner Eltern damals schien das Problem gelöst zu haben. Dass es jetzt, über drei Jahrzehnte später, wieder aufgetaucht ist, das überrascht mich. Zumal es sich sozusagen generalisiert hat, seit ich aus den Bergen zurück bin, und jederzeit und überall passieren kann, auch ohne Torte im Bild, auch außerhalb der Klinik, auch ohne Karl. Neulich im Waschsalon zum Beispiel, als um 20 Uhr die Nachrichten über den Bildschirm liefen.

„Guten Abend, meine sehr verehrten Damen und Herren.“

Die Wortwahl allein, und dann die bedeutungsschwere Stimme dazu, die ernste Miene! Und dass er tun muss, als lese er vom Blatt ab und schaue dir, wo er zwischendurch den Blick hebt, in die Augen, dabei ist das Blatt leer und er liest die ganze Zeit vom Teleprompter ab, und es weiß doch auch jeder – was soll das? Überhaupt dieses ganze Schauspiel in Anzug und Krawatte, die lächerliche Dramaturgie der ganzen Show, dazu noch die Vorstellung, dass er untenrum nackt ist, es blieb nur deshalb beim Kichern, weil ich allein im Waschsalon war und lachen durfte.

Oder beim Ordnungsamt zum Beispiel, vor der Nase der Sachbearbeiterin. Dieses ganze Gehabe um fehlende Urkunden und unvollständige Unterlagen, und ihre absolute Gewissheit dabei, dass es genau so sein müsse und nicht anders, und ihr Gehabe dazu, als hänge mein Leben an diesen Papieren, als hänge es an ihr, dieser Wahn von Wichtigkeit, als sei das nicht alles scheißegal, als habe sie nicht den sinnlosesten Job der Welt, als spielten wir nicht nur Theater, mir kam es plötzlich vor, als spielte ich wieder mit meiner Cousine Kaufladen, sie war immer die Verkäuferin und dabei genauso wichtiguerisch und förmlich vom Gehabe her wie diese Beamtin, und bestand sogar darauf, dass wir uns siezen, dabei war sie vier und ich fünf, so kam ich mir vor, in diese Rolle gedrängt, als müsse ich tun, als sei alles echt, bis hin zum Bezahlen aus der leeren geschlossenen Faust heraus, mit der unsichtbaren Münze, die ich ihr in die offene Hand lege.

Wobei der Wutanfall auch nie weit weg ist. Dass es keine Fernbedienung gibt und auch keinen Knopf am Fernseher, um umzuschalten oder den Ton auszustellen. Dass ich überhaupt da sitzen muss im Waschsalon, dass ich immer ärmer werde, seit ich als Baum wachse, und man mich plötzlich von oben herab behandelt, als Sachbearbeiterin, als Gärtner, als Hausarzt, ja selbst als ein Herr Klein, der sich als Mensch doch eigentlich schon abgeschafft hat und im Grunde ganz durch künstliche

Intelligenz ersetzt werden könnte, aber seine Macht genießt er noch, da ist er doch noch Mensch geblieben.

Einmal, nachdem er mich über zwei Stunden im Flur hatte warten lassen, obwohl ich laut Wartemarke längt an der Reihe war, hätte ich fast zugeschlagen, als ich endlich vor ihm saß, so sehr hasste ich seine Nase, ich hatte den Punkt schon ausgemacht, die kleine Narbe am linken Steg, da genau drauf mit der Spitze des Fingerknochens, damit er nochmal zum Schönheitschirurgen muss. Wenn's wirklich ernst wird mit der Wut, wenn ich innerlich nicht mehr über alles lachen kann, dann muss ich das Spiel natürlich abbrechen, dann geh ich zurück in die Berge. Im Aufenthaltsraum winkt mich Karl herbei, er hat die Figuren schon aufgestellt. Während der Eröffnung beobachte ich aus den Augenwinkeln, wie Anne auf Michael zugeht: ob sie zusammen Pingpong spielen. Er stimmt zu, was mich wundert, eigentlich meidet er jeden Kontakt zu Mitpatienten, und Pingpong spielt er immer nur mit den Pflegern und selbst die haben keine Chance, offenbar ist er Vereinsspieler, und nicht nur das, er ist auch noch ektomorph, kommt mit seinen langen Armen also an jeden Ball. Zudem ist er extrem durchtrainiert und ungewöhnlich beweglich für seine Länge, so dass selbst einige der Pfleger den Schläger schon nach dem ersten Ballwechsel gleich wieder auf die Platte legen, weil sie keine Lust mehr haben, gegen ihn zu spielen.

Michael bereut es auch sofort, als sie zu spielen anfangen, was allein daran leicht zu erkennen ist, dass er, als Anne den Ball holt, siebenmal in die Knie geht und mit dem Schläger den Boden berührt. Was mich wundert, ich dachte, die Acht wäre seine magische Zahl, aber er scheint für unterschiedliche Szenarien unterschiedliche magische Zahlen zu haben. Anne hält offenbar zum ersten Mal in ihrem Leben einen Schläger in der Hand. Die ersten drei Angaben haut sie allesamt ins Netz. Zudem ist sie überhaupt nicht bei der Sache. „Ich habe einen Sohn in deinem Alter“, erzählt sie.

„Aha“, sagt Michael und bleibt konzentriert.

„Er sieht dir sogar ähnlich.“

Er nickt beiläufig und schiebt seine Brille zurecht. Damit der Ball überhaupt zurückkommt, muss er ihn ganz langsam auf ihre Seite spielen – und zwar so, dass er nach dem Aufticken genau auf ihren Schläger prallt. „Er wohnt noch bei mir.“

„Aha.“

Wenn er gleichermaßen weich wie exakt spielt und Anne den Schläger nicht bewegt, klappt's und der Ball kommt zurück. Nur könnte er ebenso gut gegen die Wand spielen.

„Er ist heroinabhängig.“

„Schön“, murmelt er, derweil er versucht, allmählich mehr Tempo ins Spiel zu bringen, wobei er höllisch aufpassen muss, denn wenn er den Druck nur um einen Tick erhöht, den Ball aber nicht der höheren Fluglinie entsprechend weiter ins Feld schlägt, fliegt er über den Schläger hinaus und ihr um die Ohren.

Kaum ist endlich etwas Fahrt in die Ballwechsel gekommen, lässt Anne den Schlagarm fallen, fängt zu heulen an und rennt Richtung Küche, sodass der Ball ins Leere fliegt. Michael schaut ihr verdutzt hinterher, geht abermals in die Hocke und tippt siebenmal auf den Boden, kommt wieder hoch und steht dann nur da, den Schläger in der Hand, offenbar wartend, dass Anne zurückkommt.

„Frauen!“, brummt Karl, der das Szenario ebenfalls verfolgt hat. „Das würde doch kein Mann machen, vorgeben, Tischtennis spielen zu wollen, um dann seine Wunden zu teilen – während des Spiels! Michael hat doch gar nicht zugehört. Musste er auch nicht. Die hat sie doch nicht alle. Jetzt spiel endlich!“

Während ich die kurze Rochade in Erwägung ziehe, suche ich nach Annes Spiegelbild in mir. Und finde es, als Doppelbödigkeit mit zwei Abgründen darunter. Es ist ja nicht nur die Angst jeden Tag, ob heute die Nachricht kommt, dass ihr Sohn tot in der Bahnhofstoilette liegt. Was dann morgen folgt an Geschichte zur Überdosis, das ist der eigentliche Abgrund. Die Zweifel, ob ihr Junge ihre Depressionen geerbt hat, ihren Hang zum Rotwein. Ob es ihm geschadet hat, dass sie rauchte, während sie stillte. Ob die Schéidung richtig war oder ihm der Vater fehlte. Ob sie ihm zu wenig Grenzen setzte. Oder zu viele. Ob sie eine gute Mutter war. Oder eine schlechte.

Und es hört nie auf, es ist eine unendliche Geschichte, eine ewige Wanderung durchs All. Doch nicht im Guten, sondern vom schrecklichen Ende her, dem Totalschaden infolge eigenen Versagens. Als ewige Hölle im Hier und Jetzt. Schließlich kann man sich nie freisprechen, man weiß ja nicht, was falsch, was richtig war. Man weiß ja nicht einmal, was richtig eigentlich ist. Man weiß überhaupt nichts. Und tut, als wüsste man oder könne wissen.

Das ist die einzige Hölle, die es wirklich gibt, wie ich meine. Was heißt

wirklich – im Auge der Schlange existiert sie. Und daher kennt sie auch jeder. Als lieblosen Blick in den Spiegel, als richtenden Blick auf die Welt. Als Will Smith zum Beispiel in ‚Seven Pounds‘, ein Autounfall, den er verschuldet, der sieben Menschen das Leben kostet, ein Mann im Traum der Schuld gefangen, im Rausch der Sühne, die nun Blutgeld fordert in Form seines eigenen Todes.

Der achselzuckende Sternegucker kichert natürlich zu dem Film aus seinem absurden Auge heraus. Von der Hybris her, aus der ein Angeklagter sich schuldig bekennt. Vielleicht wollten die Toten ja sterben, vielleicht sollten sie auch sterben, er kann es vom Kopf her doch gar nicht wissen. Der Reflexbogen, der in seinem Fuß auf dem Gaspedal endet, fängt doch nicht in seinem Hirn an, er ist doch viel größer, er ist doch unendlich, er als Mensch ist doch selber nur Fuß und sieht es nur nicht, weil er nicht über sich hinausschaut. Aber es ist eben das schlüssige Theater, nach dem wir alle süchtig sind.

Nur kann man das Anne nicht erzählen, sie will ganz sicher nichts davon wissen, dass sie selbst als Junkie in ihrer eigenen Bahnhofstoilette sitzt und sich genüsslich ihr Heroin in die Venen spritzt. Ich habe doch ihre stechenden Blicke gesehen, als der Film neulich abends im Fernsehraum lief und ich kicherte zu Will Smiths pathetischem Theater, da war nichts in ihrem Blick, das mitlachen wollte, im Gegenteil. Ich versteh es ja auch, ich hätte früher auch nichts davon wissen wollen und schon gar nicht gelacht.

Da Michael immer noch an der Platte steht und wartet, rufe ich ihn zu uns und schildere ihm den genauen Sachverhalt, einfach damit er Bescheid weiß, dass Anne nicht wiederkommt. „Tut mir leid, ich hab gar nicht geschaltet, sie hat das so nebenbei erzählt mit ihrem Sohn, Heroin, schlimm, klar, tut mir leid alles.“

Er setzt sich neben Karl. In den Abgrund der Reue fällt er Gott sei Dank nicht, die Sache scheint abgehakt, er ist ganz in die Stellung versunken. „Kurze Rochade verliert“, meint er nach kurzer Analyse zu mir.

„Du hast Asperger, richtig?“, fällt Karl gleich mit der Tür ins Haus. „Asperger und Zwänge.“

Karl kennt sich überraschend gut aus mit Autismus, und es entsteht ein angeregtes Gespräch zwischen Michael und ihm über Temple Grandin, das alsbald in eine philosophische Debatte über den Raum der Möglichkeiten mündet, der sich öffnet, wo immer eine vermeintliche

Einschränkung von der anderen Seite her betrachtet wird. Wie wir so dasitzen, die Aufmerksamkeit im Horizont des Möglichen versunken, dabei ganz in die nächsten Züge vertieft, völlig vergessend, dass hier drei Körper auf Stühlen, dass hier drei Patienten in der Klapse sitzen, ja dass es den Zeitenraum hier überhaupt gibt, denke ich nur: drei Brüder ohne Frau. Drei Autisten ohne Welt.

Übers Zuhören und Kichern habe ich nicht nur meinen nächsten Zug vergessen, sondern hätte auch fast den einzigen Nachmittagstermin verpasst, und so mache ich mich nach Springer e4 gleich auf in die oberste Etage zur Musiktherapie. Das Setting ist reizvoll, heller Raum mit Blick ins Grüne, vollbepackt mit allen möglichen Instrumenten – vom Klavier bis zur Mundharmonika.

Man nimmt irgendeins der Instrumente in die Hand, je nach Lust und Laune, und spielt, wonach der Sinn steht, und zwar unter Aufsicht von Herrn Bach, unserem Musiktherapeuten, einem schwächlichen unscheinbaren Menschen Mitte dreißig, der leise „Herein!“, ruft, wenn man anklopft, und grundsätzlich die Brille zurechtschiebt, bevor er einem die Hand reicht, „Guten Tag!“, sagt er dann, ohne einem in die Augen zu schauen, und läuft gleich zurück zum Klavier, um sich hinter den Tasten zu verschanzen.

Am Schlagzeug, das ich heute eigentlich spielen wollte, sitzt schon Vanessa, die Aufmerksamkeit braucht wie der Fisch das Wasser, sie aber eben nicht bekommt von Herrn Bach, denn bis zum „Auf Wiedersehen“ am Ende der Stunde, zu dem er nicht nochmal aufsteht, wird es keinen persönlichen Austausch mehr geben, kein einleitendes „Wie geht es Ihnen heute?“, kein ausleitendes „Wie war es für Sie heute?“, keine Reaktion, ob man nun schön spielt oder schräg oder zu laut oder gar nicht, kein Blickkontakt, nichts.

Und dieses Nichts hält Vanessa nicht aus, und so ist es dasselbe Theater wie immer, nur eben diesmal nicht auf der Trompete. Zunächst ist alles gut, sie tritt für zwei, drei Minuten sachte und in langsamem Rhythmus auf dem Pedal herum, so dass der tiefe Bass fast durchgehend dröhnt, man aber Beas Flötenspiel noch deutlich hört, und es klingt sogar harmonisch von der Höhe und der Tiefe her. Doch dann wird sie immer schneller, lauter, wütender, und schließlich tritt und hämmert sie ohne Sinn und Verstand drauflos, bis sie irgendwann erschöpft die Sticks auf die Trommel fallen lässt und eine rauchen geht.

Herr Bach ist, glaube ich, jedes Mal froh, wenn eine Stunde um ist.

Wenn er den Flur verwaist wähnt, weil gerade das Mittagessen serviert wird oder die Gruppentherapien laufen, höre ich ihn manchmal Klavierspielen. Nichts Eingebühtes, sondern frei heraus. Unfassbar begabt, der Mann. Einmal bin ich sogar hin und hab mich neben das Klavier gesetzt, um zuzuhören, so berührt war ich. Er hat gelächelt dazu, aber man merkte, dass es ihn freute und störte. Vom Spiel her merkte man es. Die Leichtigkeit war plötzlich weg.

Manche blühen ja auf im Rampenlicht, andere fallen in sich zusammen. Nur ist das Aufblühen eben auch ein Zusammenfallen, jedenfalls, was die Leichtigkeit betrifft. "Don't try.", steht auf Bukowskis Grabstein geschrieben. Unter Beobachtung bemüht du dich aber, der Fokus auf dich erhöht deinen Fokus auf die Sache, und das verändert die Sache. Herrn Friedrichs Klavierspiel zum Beispiel, das quasi durch mein Ohr verändert wurde. Da er merkte, dass Improvisieren so keinen Spaß macht, spielte er bald nur noch Stücke, die er auswendig kannte. Und das fehlerfrei. Es war trotzdem schade drum. Für beide Seiten.

Man kennt das Dilemma ja längst aus der Quantenphysik, ein Atom kann gleichzeitig ganz und zerfallen sein und sich links- wie rechtsherum drehen, aber dem Auge sichtbar ist es immer nur als dies oder das. Das Atom bemüht sich, soweit ich weiß, nicht, der Mensch aber schon, und so dreht der Mensch sich zum Beispiel super nach links, behindert dadurch aber automatisch die Rechtsdrehung, die ja gleichzeitig stattfindet, und so klingt Herrn Friedrichs Improvisation verdreht, wo sie vorher rund war.

Wobei Bukowski wohl eher das Menschsein an sich im Sinn hatte als Herrn Friedrichs Kunst. Den blinden Lebenswillen, mit dem die Seele sich ins Dasein stürzt wie der Fallschirmspringer in den Abgrund. Zumal der Schirm ja nicht aufgeht, so dass der Flug sich als Absturz erweist. Oder er meinte gar nicht den Sprung an sich, sondern den Versuch, den Absturz zu verhindern, dieses ewige Rumfummeln am Schirm in der falschen Hoffnung, der Absturz wäre zu verhindern. Denn es geschieht ja, wie man vom Atom und von sich selbst her weiß, ohnehin alles gleichzeitig, man ist schon zerfallen, während man ganz ist.



Doch, doch, Schiller hält sich an die Klosterregeln. Einzige Ausnahme:

Mücken. Nachts schützt das Moskitonetz. Aber die Plumpsklos sind voll von den Dingen. Als Schiller so im Dunkeln hockt, nichts Böses im Sinn, obwohl es keine Klobrillen, ja, gar kein Klo gibt, sondern ein bloßes Loch im Boden, sodass die Beine schon nach einer halben Minute zu zittern beginnen, weil die Muskeln die Belastung nicht gewohnt sind, wird er zerstoßen von allen Seiten. Hätte Buddha sich das gefallen lassen?

Schiller jedenfalls läuft wutschnaubend in seine Zelle, kramt Moskitospray und eine Kerze aus der Tasche, wickelt alles in ein großes Badetuch und marschiert zurück zur Toilette. Nachdem er die Tür verriegelt hat, versprüht er das Gift – und zwar unter heftigem Husten, weil's ziemlich hellhörig ist. Anschließend sucht er unter Kerzenlicht die Wände ab. Eine ziemliche Mühsal, weil die Mücken auf dem dunklen Beton kaum zu erkennen sind. Ein Husten, ein Klatsch – und das Auge sucht den Blutfleck auf der bloßen Hand. Eine Genugtuung! Dann wieder: ein Husten, ein Klatsch – Schiller, der Massenmörder!

Als er wenig später im Dunkeln hockt, fehlt das Klopapier. Der Blick sucht und sucht und findet einzig ein kleines steinernes Wasserbecken, in dem tote Fliegen schwimmen und ein grüner Plastikkelch. Schiller hat keine Wahl. Er fischt die Leichen aus dem Becken, greift zum Kelch und schöpft aus der Tiefe. Kaltes Nass ergießt sich auf nackte Haut, nicht ohne ein leises Fluchen – auf J, das Erzweib, das elende!

Abendmeditation. Einen Moment nur erschrickt Schiller über die Blutspuren an den Händen, ehe er die Morde erinnert und aufatmet. Womöglich hat es in der Nacht geregnet, die Mückenplage ist genauso schlimm wie in den Plumpsklos. Es hilft überhaupt nichts, dass Schiller sich eingesprüht hat von Kopf bis Fuß. Die Mücken stechen ohne Rücksicht auf Verluste. Wehren kann man sich nicht, man sieht die Hand nicht vor den Augen und hört es bloß kommen, das Unheil, dieses ekelhafte Summen im Flug, oft in unmittelbarer Nähe des Ohres – wie zum Hohn. Ab und zu vergisst einer die Erleuchtung: Klatsch! In die Stille hinein.

Nur aus Wut auf die Mücken und die Streber mit ihren Stirnbändern verharret Schiller im Schneidersitz – und zwar kerzengerade, Schmerzen hin oder her.

Er spürt die überdehnten Leistenbänder, die reißen wollen. Genau wie die Wirbelsäule, von den Lenden her. Und mittlerweile tut auch der Nacken höllisch weh. Dazu das Pochen in der Schläfe, der übersäuerte

Magen. Der Schmerz wird von Sekunde zu Sekunde unerträglicher. Der nächste Schweißausbruch, Schiller beißt sich auf die Unterlippe. Weiter vorn wird es unruhig. Die Ersten machen schlapp. Schiller sitzt kerzengerade.

Krämpfe und Muskelzittern kommen und gehen.

Als der verdammte Gong endlich ertönt, will Schiller es wissen! Alles steht auf und schreitet zur Wiese, sogar die Streber. Nur Schiller verharret, die Augen geschlossen und verbissen bemüht, ein entspanntes Gesicht zu machen, derweil der Schweiß von der Stirn tropft. Wenn die Muskeln in den Beinen und im Rücken krampfen, dann stockt ihm der Atem vor Schmerzen.

Der Abt erhebt doch noch einmal das Wort.

„No me, no mine“, sagt er. „Breathe in, breathe out. Life is suffering. Good night, dear friends.“

Zurück in der Zelle kramt Schiller Ewigkeiten seinen Rucksack durch, bis er einsieht, dass er vergessen hat, Schmerzmittel einzupacken. Beim Aufrichten knackt es irgendwo in der Wirbelsäule, dass er aufschreit vor Schreck und zu Boden sinkt. Schiller dreht sich langsam vom Bauch auf den Rücken. Schon das ist vor Schmerz fast unerträglich. Schiller versucht dennoch aufzustehen, bricht den Versuch aber gleich wieder ab.

Schiller liegt da und überlegt. Alle anderen scheinen wohlauf zu sein – Schritte und Wasserplätschern von der Wiese her. Sich lächerlich zu machen und einen Krankenwagen rufen zu lassen, ist indiskutabel, Schmerzen hin oder her. Aber jemanden herrufen und bitten, ihm aufs Steinbett zu helfen, das wäre möglich. Nur wozu? Um einen Meter höher zu liegen? Dann lieber dem Plätschern lauschen. Und die kleine schwarze Spinne beobachten, die gemächlich über die Betonwand wandert.

∞

Und? Wie seh ich aus?“

Karl hat sein einziges Hemd angezogen. Wie jeden Freitag. Denn Freitagabend ist Tanzabend. In der Klinikdisco. Von 18 bis 20 Uhr. Karl ist wie immer voll großer Erwartung. „Alles ist möglich ...“

Es ist schon ziemlich voll, auch auf der Tanzfläche. Die Samstagnacht-Atmosphäre ist den Borderlinern zu verdanken, die sich jedes Mal schon am frühen Nachmittag zurückziehen und aufstylen, mit Make-up und

so, für die große Party, als sei alles echt. Es ist ja auch echt. Ohne Alkohol zwar, aber ein Kellerraum mit Theke, Blinklichtern, Discjockey, der die CDs wechselt – sogar eine kleine Tanzfläche gibt es. Während ich an der Theke stehe, versucht's Karl bei jeder – nur die Magersüchtigen, die lässt er links liegen. Die Wirksamkeit der Hormone hat eben auch ihre Grenzen. Nämlich dort, wo die Augenhöhlen eingefallen sind, ja das Fettgewebe überall schon weggeschmolzen ist und nichts mehr übrig ist als Haut und Knochen. Das Bild hat nichts von dicken Tränen zur großen Sahnetorte, komisch wirkt allenfalls die Schminke auf dem Skelett.

Man schaut diskret vorbei, aber nicht etwa, weil man lachen müsste. Sondern weil man Bea schützen möchte vor dem eigenen Blick. Weil man als Fremder nichts zu suchen hat in ihrem Sterbezimmer, weil der letzte Tanz, der Tanz mit dem Tod, das Auge der Welt nichts angeht. In Indien gibt es, glaube ich, heute noch Wandernonnen, die einfach aufhören zu essen und zu trinken, sobald die Todessehnsucht größer als der Wunsch zu leben ist. Sie wandern dann noch ein paar Tage weiter bis in den Tod durch Dehydration.

Bei Mila und Bea ist der Entschluss beileibe nicht so klar, sonst wären sie ja nicht hier. In der Klinik nicht und schon gar nicht in der Klinikdisco. Es ist, als stünde die Waage genau im Gleichgewicht, als wollten sie beide Tänze tanzen, den Tanz mit dem Tod und den Tanz mit der Welt – aber gleichzeitig, nicht nacheinander. Ich könnte das gut verstehen, ja fände es geradezu gesund. Weil nämlich gar kein Platz mehr für Angst ist, wo das Einverständnis alles abdeckt. Der Schein trügt aber, wie ich feststellen musste, als ich Mila einmal in der Kunsttherapie dazu befragte. „Ich will nicht sterben“, insistierte sie. „Ich will bloß nicht so fett sein!“ „Glaubst du, dass du eine Seele hast, glaubst du an Gott?“ wollte ich wissen, schließlich sind ja allein aus dem Mittelalter etliche Fälle von Christinnen bekannt, die sich um der Reinheit der Seele willen zu Tode hungerten.

„Keine Ahnung“, sagte sie, „eigentlich nicht, nein. Wieso?“

Man kann es sich nicht vorstellen, dass so gar nichts Tieferes dahintersteckt, aber es scheint tatsächlich so zu sein. Schon das Theater ums Wiegen jeden Morgen, als seien wir hier im Bundesleistungszentrum der Kunstturnerinnen und nur die Dünnere dürfe mit zu Olympia. Vielleicht hat Karl doch Recht, denke ich mir, da ich am traurig anmutenden Tanz der beiden eigentlich hübschen Mädels

vorbeischaue und übersehe, wie sie sich dabei im Spiegel mustern und immer noch nicht zufrieden sind, da immer noch zu dick, vielleicht kommt es wirklich von der ersten Kaserne, vielleicht sind sie als junge Soldatinnen Teil einer Sondertruppe, die ihr eigenes Feindbild bekämpft, als Sondereinsatzkommando wider das Fett.

„La Bamba“. Sofort füllt sich die Tanzfläche. Karl tanzt Ela an, sie stößt ihn mit beiden Händen weg. Das ist natürlich keine Art und es kommt zum Streit, sodass kurzzeitig sogar die Musik ausgestellt wird. Alle sind auf Elas Seite. Ich gebe das Zeichen zum Aufbruch – es genügt ein stummes Kopfnicken, Karl nickt zurück und während er auf Station Richard und Milan suchen geht, schlendere ich schon mal Richtung Parkplatz, der Gott sei Dank von den Stationsfenstern aus nicht einsehbar ist. Diesmal ist die Gruppe etwas größer, weil Marta und Vanessa unbedingt mitwollen.

„Beeilung!“, ruft Milan und alles steigt in seinen Benz.

Richard sitzt wie immer vorn und wir quetschen uns diesmal zu viert hinten rein. Dabei könnten wir auch mit zwei Autos fahren, schließlich ist auch Richard verbotenerweise mit seinem Auto hier. Er weigert sich aber. „Kein Sprit im Tank“, behauptet er.

Ich habe kein Auto mehr, Karl noch nicht mal den Führerschein. „Nie Zeit gehabt.“

Die Dorfkneipe ist ziemlich urig. Es ist nie viel los. Neben dem Wirt sind immer dieselben zwei Stammgäste da, wenn wir kommen. Keine Ahnung, ob sie wissen, woher wir sind, jedenfalls fragen sie nie. Milan setzt sich sofort an den Geldspielautomaten. Er ist Einzelgänger, auch auf Station. Serbe, Mitte 50, Spielhallenbesitzer, geschieden, kinderlos, soweit ich weiß – er redet ja kaum. Und wenn, dann ziemlich einsilbig. Stiller See, unbeirrbares Nichts-Zu-Sagen-Haben ohne jedes Interesse an der Aufmerksamkeit des Gegenübers. Ich finde es angenehm. Andere stößt es ab. Es hängt wahrscheinlich von der eigenen Beziehung zur Stille ab. Wer sie bedrückend findet, wird stille Seen meiden. Oder flache Steine übers Wasser flitschen und die Hüpfen zählen.

„Alles auf meinen Deckel!“, ruft Milan dem Wirt vom Spielautomaten her zu, als der die Gläser bringt. Ich weiß nicht, warum er immer den großen Gönner spielt. Vielleicht gönnt er ja wirklich, vielleicht mag er uns ja. Vielleicht auch will er Sympathie erkaufen, damit keiner Steine auf ihn wirft. Jedenfalls ordert er eine Runde nach der anderen.

Einige von uns sind ziemlich schnell betrunken, was wahrscheinlich mit

den Medikamenten zu tun hat. Jeder reagiert auf seine Weise auf den Rausch. Karl diskutiert mit Richard über das brachliegende schöpferische Potenzial einer missgebildeten Gesellschaft. Aber immer leidenschaftsloser. Milans Spiel ist wichtiger. Zwischendrin springt er auf und sprintet rüber zum Automaten. „Nicht einfach drücken, Milan! System! Das ist reine Mathematik. Jetzt!“

„Halt die Fresse!“

Auf einmal sitzt Richard neben mir. Ich erwarte eine Anmache hinter der Blume und befürchte eine enthemmte Übergriffigkeit inklusive als freundschaftliche Geste getarnter physischer Berührung. Deshalb meide ich ihn auch, wo ich kann, ich weiß einfach nicht mit ihm umzugehen. Aber Richard hat ganz anderes im Sinn. „Ich habe Lungenkrebs. Bösartig. Metastasiert.“

Er zündet sich eine Zigarette an, nimmt einen tiefen Zug, bläst den Rauch in das Licht der Lampe, die keinen halben Meter über unseren Köpfen hängt. „Ich bin noch nicht einmal in Rente. 63. Immer malocht. Aber gerne. Pädagogik. Promotion, Professur, Lehrauftrag, spannende Forschung, das ganze Programm. Nächstes Jahr tot.“

„Was denn für Forschung?“, frage ich, genau verfolgend, wie der Rauch sich im Lampenschirm sammelt.

„Zum Konzentrationsvermögen von Kindern und auch Erwachsenen, zum Beispiel. Zu den Ursachen dafür, dass es seit Jahrzehnten kontinuierlich sinkt. Zur Verrohung in Schulen und in der Gesellschaft. Zu historischen Entwicklungen der Rollen von Lehrern, von Lehre, von Lernzielen. Plato oder Steiner hatten ja anderes im Sinn als die Bildungspolitiker heute. Ist alles scheiße heute, vor allem die Kinder tun mir leid.“

„Sie sind schon kleine Soldaten“, stimme ich zu.

„Es fängt ja schon bei der Geburt an. Nicht schön zuhause in der Badewanne, nein, im Krankenzimmer. Oder noch schlimmer, direkt in der Hölle, dem desinfizierten OP-Saal, der fensterlosen Welt der Masken und Maschinen. Bald wahrscheinlich nur noch dort. Weil es mehr Geld in die Kassen spült. Bauch auf, Kind raus, Bauch zu, fertig. Ganz ohne Geburtsschmerz. Doch ist auch jedes andere Gefühl betäubt, und jener erste Blick der Mutter auf das Neugeborene, der erste Willkommensgruß, hat natürlich etwas Befremdetes, Distanziertes, beinahe Trauriges.

Zeugnis einer Epoche, die das Größere und Tiefere nicht mehr erfährt,

weil sie die nackte Erfahrung nicht mehr erduldet und immer neue Mittel erfindet, um sich fernzuhalten von der Nacktheit, der Unmittelbarkeit der Erfahrung. Eine Kultur der Schmerzbetäubung, eine Welt hinter Bildschirmen, eine Welt, die sich nicht mehr erinnert, wie er sich anfühlt, der Schmerz, den man dem andern zufügt, weil sie ihn selbst schon längst nicht mehr spürt, eine lieblose, grausame Welt, die nicht mehr weiß, was es heißt, verzückt zu sein, weil sie den Preis, die Nacktheit, nicht mehr zahlen will, eine Welt, von der sie zeugt, die Distanziertheit, die Befremdung, ja die Traurigkeit der Frau, die per Kaiserschnitt gebiert. Ich sehe sie überall, diese Frau, diese Welt.

Aber was das Schlimmste ist, es ist, als zeige sie mit dem Finger auf mich, als sei das alles meine Schuld in ihren Augen. Als habe mein dreckiger Same das Paradies zerstört, als verlange ihr Schmerz nach meiner Sühne, als gehöre ich auf eine einsame Insel verbannt. Um dort allein zu sterben.“

„Übertreibst du nicht etwas?“

„Meine Frau will, dass ich ausziehe. Meine Töchter auch. Klar war ich kein guter Vater, kein guter Ehemann. Kind der 68er. Bisexuell.

Polygam. Traumtänzer. Idealist. In Ideen zuhause, nicht beim Abendbrot. Aber ich war doch kein Unmensch. Ich gucke ja jetzt vom Ende her. Bilanzierend. Und ich sehe den Grund für die Strafe nicht. Wie Kafka im Prozess. Ist schwer ganz allein. Manchmal unerträglich.“ Ich stimme zu, und wir stoßen an. Richard ruft den Wirt herbei. Ob er Leonard Cohen spielen könne. Kennt er nicht. Vanessa wird mit jedem Glas extrovertierter. Zuerst unterhielt sie sich über unsere Köpfe hinweg mit den Stammgästen, dann saß sie plötzlich bei ihnen am Tisch und mittlerweile schwingt sie sogar das Tanzbein mit dem Jüngeren der beiden zu irgendeinem deutschen Schlager. Dabei wackelt sie mit dem Hintern, dass man meint, gleich platze der Rock. Die Bluse ist fast durchsichtig und der rote BH verdeckt die riesigen Brüste nicht mal zur Hälfte. Man sieht sogar die Konturen der Nippel ganz genau. Immer wieder geht sie in die Knie beim Tanzen, Hände auf den Schultern ihres Partners, mit verführerischem Blick. Der Typ glotzt natürlich nur in ihren Ausschnitt und presst die Hüfte nach vorn in der Hoffnung, ihre Titten zu berühren. Tiere sind wir, mehr nicht.

Karl steht am Spielautomaten und verfolgt das Ganze mit offenem Maul. Dabei hat er keine Chancen. Vanessa würde niemals einen von uns an sich heranlassen. Ich finde daher, man sollte sich nicht zum Affen

machen. Man muss sich von Frauen nicht um den Finger wickeln lassen. Eine Frage der Selbstkontrolle. Es genügt meist, durch das absurde Auge Michail Sostschenkos zu schauen, wie die Zähne sich sozusagen wie Fächer spreizen und die Nase als Schnörkel in der Visage herumhängt und die Haare im Inneren der Nase wie Pilze aus dem Boden schießen und allen Schmutz auffangen, der dann als Popel in der Nase hängt. Da das nicht hilft bei den Titten, stelle ich mir die 20 Meter lange Kotstraße unter ihrer Bauchdecke vor, aus der es zum Himmel stinkt, sobald sich der Muskel am Ende der Straße ein wenig entspannt. Man soll es vergessen, dafür ist die Bauchdecke ja da, dafür hat man Hormone. Was ist denn Begierde? Rausch des Vergessens. Gewollte Verblendung. Wie ein buddhistischer Mönch, der, obwohl er im Schlaf über die Vergänglichkeit dozieren könnte, Woche für Woche zu Obduktionen ins Krankenhaus marschiert, weil er den Tod sehen, weil er seinen Geruch in der Nase und seinen Geschmack im Mund haben muss, soll das Wissen lebendig bleiben, und zwar wieder und wieder und wieder – wie der Mönch den Tod kontempliert, so kontempliere ich die Welt unter der Bauchdecke, indem ich mir Vanessa vorstelle, wie sie auf der Toilette hockt – und schon ist jedes Verlangen erloschen und ich wende mich ab und wundere mich, dass plötzlich Marta neben mir an der Theke steht, zumal sie mich eigentlich konsequent ignoriert, seit der japanische Kaiser den Amerikanern die Grenzen aufgezeigt hat.

„Ich will jetzt gehen!“, sagt sie.

„Was ist denn los?“, frage ich überrascht.

„Das Leben“, klagt sie, „ist schrecklich! Früher“, ergänzt sie und nimmt einen großen Schluck von meinem Bier, „früher war ich tausendmal hübscher als die da!“ Sie nickt in Vanessas Richtung. „Tausendmal!“ Also daher weht der Wind.

„So ist das Leben“, erwidere ich, derweil Marta sich die Nase pudert und Vanessa lachend die Arme gen Himmel wirft.

„Ich will jetzt gehen!“, drängt Marta abermals und als Milan mit voller Wucht gegen den Automaten schlägt, Vanessa ihren Partner wütend von sich stößt und „Karl der Retter“ zu Hilfe eilt, wird es wirklich höchste Zeit. Doch leider ist es schon zu spät, selbst der Wirt ist jetzt involviert, und zwar auf Seiten der Stammgäste, und nach einem kurzen Tumult liegt Karl blutend am Boden. Erst jetzt wendet sich Milan von seinem Automaten ab, geht zu den Typen rüber und streckt den jüngsten mit einer Links-Rechts-Kombination zu Boden. Der Wirt und der ältere

Stammgast weichen gleich einen Meter zurück. Milan geht langsam zur Theke, nimmt die Rechnung in die Hand, zählt ein paar große Scheine ab und schiebt sie unter einen Bierdeckel. „500 extra. Für die zerbrochenen Gläser. Und die gebrochene Nase.“

Alles wie im Cowboy-Film. Selbst die Angst in den Augen des Wirtes. „Okay“, murmelt er beschwichtigend, während er immer noch wie gelähmt dasteht mitten im Raum. „Danke.“

Während der Rückfahrt lobt Vanessa überschwänglich die boxerischen Fähigkeiten ihres Schutzengels und tauft ihn kurzerhand ihren „Jack Reacher“. Meine These vom stillen See hat sich indes erledigt.

Explosiver Vulkan wohl eher. Wahrscheinlich infolge einer Gerichtsauflage in Therapie nach einer Verurteilung wegen schwerer Körperverletzung. Wiederholter schwerer Körperverletzung. Nur auf Bewährung draußen, daher die Bestechung des Wirtes. Und die Spendierhosen, die haben nichts mit Wohlwollen zu tun, die sind Machtdemonstration, der Boss bezahlt, wer sonst. Da aber nie etwas stimmt, selbst wenn es stimmt, frage ich lieber vorsichtig nach.

Jetzt wird auch klar, warum er so wenig redet, er spricht kaum Deutsch.

Wenn ich richtig verstehe, was er mit allerlei Gesten in Kombination mit hier und da eingestreuten deutschen und englischen Vokabeln zu erklären versucht, war er noch nie im Gefängnis und ist auch kein Schläger, sondern früher Berufsboxer gewesen und in der Klink mit PTSD von seiner Zeit als Soldat im Balkankrieg her. Er schläft wohl fast nicht. Und wenn, dann hat er Albträume. Maschinengewehrfeuer. Und einmal hat er alle Schlafmittel auf einmal genommen.

„Wie ich!“, wirft Marta ein und legt ihm von hinten die Hand auf die Schulter, wozu er kurz nickt und ein Lächeln versucht. Kein stiller See also und kein Vulkan, sondern das tote Meer. Vom Töten her. Und eine tickende Bombe. Ebenfalls vom Töten her.

Karl schnarcht und die Schwester bringt noch eine Flasche Wasser und die Nachtmedikation aufs Zimmer. Nur das leise Gleiten der Zugräder auf den Schienen ist zu hören. Ansonsten Stille. Ich blicke hinaus in die Schneelandschaft. Hier und da überqueren wir ein kleines Tal. Weiße Hügel fern am Horizont. Warum ich an der offenen Waggontür stehe, weiß ich nicht, aber es ist nicht gefährlich. Plötzlich eine scharfe Kurve und meine Umhängetasche, zugleich mein ganzes Hab und Gut, macht sich selbstständig und fliegt Richtung Tür. Mit einem Hechtsprung halb aus dem Zug erwische ich den letzten Zipfel. Und wie ich halt so liege,

Brust aufs Trittbrett gepresst, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren und vornüber herauszufallen, da sehe ich: Der Zug fährt gar nicht auf Gleisen – nichts als Schnee unter mir!

Ich blicke nach vorn, nach hinten, derweil wir langsam an Geschwindigkeit verlieren und sogar zum Stehen kommen. Und da sehe ich: Unser Waggon ist abgekoppelt – vom Rest des Zuges keine Spur! Ich steige aus, mit mir noch ein zweiter Reisender, ebenso verblüfft. Keine Gleise weit und breit, nur Schnee, Schnee, Schnee und die Spur, die unser Wagen sich gebahnt hat.

Da man nicht mehr einschlafen will nach solch einem Traum, sondern Notizen dazu machen, damit man ihn nicht vergisst, schleiche ich leise aus dem Zimmer und gehe in den Fernsehraum, wo Milan Nachrichten guckt und Vanessa zusammengekauert in der Ecke sitzt. Ihre Schminke ist verlaufen, sogar die Wimperntusche.

„Ich hasse mich! Ich hasse mich so sehr!“, flucht sie, kramt ein kleines Säckchen aus der Hosentasche hervor und hält die Nase rein, bis sie einen regelrechten Niesanfall bekommt, dass man meint, sie erstickte.

„Was ist das?“, will Milan wissen.

„Schwarzer Pfeffer“, erklärt sie nach einer rekordverdächtigen Serie von Niesern. „Wenn ich die Krise kriege, zieh ich ’ne Prise, dass mir die Tränen in die Augen schießen. Das zieht höllisch in der Nase, bis ins Hirn! Und das hier“, sie steckt den Finger in eine kleine Dose, „das ist Tigerbalsam. Damit reib ich mir die Augenlider ein, bis es richtig brennt!“

Milan zuckt nur die Achseln und wendet sich wieder den Nachrichten zu.

„Der zweite Reisende irritiert mich“, notiere ich. „Es könnte Karl sein.“

∞

Am Morgen erwacht Schiller nicht vom Glockengebimmel, sondern vor Schmerzen. Als er sieht, dass er immer noch auf dem Boden liegt, versucht er abermals, aufzustehen. Es gelingt nicht.

Draußen Stille – es scheint keiner mehr da zu sein.

Eine Ewigkeit vergeht.

Langsam wird es hell und immer schlimmer.

Nach vorsichtigen krankengymnastischen Übungen im Liegen gelingt es, aus der Zelle zu krabbeln, sich an einem Holzpfeiler hochzuziehen

und zur Eingangshalle zu schleppen – langsam, Schritt für Schritt, beide Hände im Rücken.

Am Tor sitzt nur der Mönch vom ersten Tag. Als Schiller nach der Nonne mit den

Wertsachen fragt, nickt er. „Okay. After breakfast.“

Auf Schillers Bitte, ein Taxi zu rufen, lächelt er nur. „No. No taxi here.“

Schiller blickt auf die Uhr. Noch eine Stunde bis zum Frühstück.

Schiller schleppt sich zum Tempel. Alles sitzt still und wartet auf den

Abt. Schiller lässt sich langsam auf sein Kissen nieder. Ein letztes Mal.

Wichtig ist, die Wirbelsäule kerzengerade zu halten, ansonsten ist der Schmerz schon gar nicht zu ertragen. Vom Lendenbereich aufwärts zieht es bis in den Hinterkopf. Womöglich ein Bandscheibenvorfall.

Schlimmstenfalls ein Wirbelschaden. Schiller muss in jedem Fall auf dem schnellsten Weg ins Krankenhaus – Röntgen in vier Ebenen,

Computertomografie, falls ein entsprechendes Gerät vorhanden, und anschließend in ein anständiges Bett, Federkern, denn Federkern passt sich der Form des Rückens an. Oder Latex. Richtige Haltung hin oder her, es ist ein Höllenschmerz, sodass Schiller drauf und dran ist, doch wieder aufzustehen.

„Good morning, dear friends.“

Der Abt lächelt. Er sei, wenn er richtig gezählt habe, siebzig Jahre alt.

Die Zähne fielen langsam aus, ein paar habe er aber noch, und die Hüfte mache ihm zu schaffen beim Gehen.

„No problem.“

Mittlerweile schmerzten während der Sitzmeditation beide Knie. Das sei in Ordnung. „Pain“, sagt er, „pain is the friend of the meditator.“

Schiller horcht auf.

Wir sollten dem Schmerz nicht ausweichen, mahnt der Abt. Womöglich bliebe er bei uns, wenn er uns jedoch verlasse, so mögen wir weinen, dass ein Freund gegangen sei. „Pain can lead you to nibbana.“ Schiller fühlt den Schmerz. Von Kopf bis Fuß.

Er schließt die Augen.

„Breathe in, breathe out“, sagt der Abt.

Schiller atmet ein, er atmet aus.

„Pain is not a problem, when concentration is good.“

Der Schmerz – wenn er dich verlässt, so weine, dass ein Freund gegangen ist.

„No me, no mine“, sagt der Abt. „Pain is the key to the door of nibbana.“

Schiller atmet ein, er atmet aus.

Plötzlich fühlt er keine Schmerzen mehr, überhaupt keine, nur ein Schweben, eine nie zuvor gefühlte Leichtigkeit. Schiller sitzt auf seinem Kissen, lächelnd, selig, glücklich – und frei. Über alle Maßen frei. Es ist vollbracht! Nirwana! Und das als Anfänger!

Der Abt redet und redet. Was bloß?! Wozu bloß?! Aber es macht nichts. Es ist gut so. Alles ist gut. Alles ist eins. Genau, alles ist eins und das Sitzen ein Schweben, ein Baden im Licht.

Schiller öffnet die Augen – keiner scheint etwas bemerkt zu haben. Alles lauscht nur den Worten des Abtes.

„No me, no mine.“

Natürlich nicht! Aber was tut's?! Schiller schließt die Augen wieder und sein inneres Licht erstrahlt und Schiller hält nichts zurück, sondern lässt es erstrahlen über die Touristen, über den Abt, ja, über alle Menschen und alle Wesen auf diesem Planeten, derweil der innere Friede ein Dauerlächeln auf sein Gesicht zaubert.

Zeitlos später, er hält es vor Fülle nicht mehr aus, erhebt Schiller sich und geht ganz normal Richtung Eingangstor, als habe es das Rückenleiden nie gegeben. Immer wieder bleibt er stehen und blickt verwundert nach allen Seiten. Ringsum erstrahlt die Welt in wunderschön leuchtender Farbenpracht. Welche Magie!

Mit glänzenden Augen erklärt er dem Mönch am Eingangstor, dass er doch bleiben werde.

Der merkt ihm offenbar auch nichts an. „Okay“, sagt er nur. „Okay.“ Der Frühstücksgong. Alles eilt zum Buffet. Während sich die Warteschlange bildet, sitzt Schiller einfach da, mit geschlossenen Augen, ohne jedes Hungergefühl. Nur Tee nimmt er zu sich, langsam, Schluck für Schluck. Aber die Fülle! Schiller muss wieder aufstehen. Schnellen Schrittes marschiert er zurück zur Zelle. Auf halbem Weg hält er jäh inne und betrachtet eine zeitlose Weile lang eine Kokospalme – bis auch sie zu leuchten beginnt!

In der Zelle macht Schiller die Probe aufs Exempel. Und tatsächlich: auch im Liegen auf Stein keine Schmerzen – nur ein leichtes Ziehen im Lendenbereich! Schiller lächelt. Er atmet. Er schließt die Augen – der Friede, der ewige, das Licht, das hell erstrahlende!

Auf einmal Herzrasen. Geschätzte 200 Schläge pro Minute. Wie aus dem

Nichts. Pulstromein in beiden Ohren, Taubheitsgefühl im rechten Bein. Unerträgliche Enge in der Brust, das panische Gefühl, raus zu müssen, einfach raus – aus dieser Zelle, aus diesem Körper, aus dieser Welt. Lichtblitze, donnernde Trommelschläge, in einen Knall mündend, so laut, dass Schiller meint, er werde verrückt. Oder war es ein Schrei? Plötzlich absolute Stille. Stilles, schwarzes Nichts. Keine Geräusche, keine Gedanken, keine Lichter, nichts. Auch kein Schweben mehr, überhaupt kein Körper, auch kein Gefühl, nicht einmal Friede.

Plötzlich Geschrei auf dem Flur, Schiller stürzt aus dem Arztzimmer. Schwester Annika winkt ihn in ein Patientenzimmer. Schiller rennt den Flur entlang ins Zimmer, Schwester Annika schließt die Tür hinter ihm. Unbegreiflich, dass es so möglich ist, im Schneidersitz auf dem Boden sitzend, den Rücken an die Tür gelehnt und die Hände in den Schoß gelegt. Als sei K nur kurz eingenickt mit der Schlinge um die Türklinke und dem Kopf in der Schlinge.

Unbegreiflich, dass der Körper nicht kämpft von den Armen und Beinen her, nur weil der Mensch nicht mehr will. Schiller hat nichts zu befürchten, es gibt kein Untersuchungsverfahren, schließlich hat K nie etwas verlauten lassen, was darauf hingewiesen hätte, sondern meist nur dagesessen und geschwiegen. Auch der Supervisor klagt Schiller nicht an. Einen schwer depressiven Patienten, der bereits den Entschluss zum Suizid gefasst habe, könne niemand mehr erreichen, sagt er.

Erst nachher tauchen aufschlussreiche Akten auf, sein Psychotherapeut hatte ihn offenbar angewiesen, genauestens Buch zu führen über sein Befinden, so dass eine Art Tagebuch entstanden ist.

„So., 13.02 Uhr. Schnauze voll – endgültig, mal wieder! Da kann die Sonne noch so scheinen. Umsonst wiegen sich die Blätter im Wind, übertrieben auch, wo die Luft fast stillsteht. Zu zwitschern gibt's im Grunde auch nichts, aber als Vogel kapiert man das nicht. Auf dem Parkplatz erbärmliches Ringen zweier Tauben um ein Stück Pizzakruste. Überlebenskampf, wie überall, und am Ende überlebt niemand, natürlich nicht. Aber kämpfen muss sein! Bis aufs letzte Tröpfchen Blut, bis auf den letzten Krümel Stolz! Und immer erhaben tun dabei, immer so tun, als ob, aufgeplustert bis zum Geht-nicht-mehr! Gedanken müssen mörderisch sein, weil die Wirklichkeit es ist und weil das taube Ohr den Trommelschlag der Stille niemals hört. Der Wille zum Sinn greift nach dem Unbedingten, derweil Lebensgier die Liebe bricht. Einsam, wer ehrlich ist, und hoffnungslos. Eisig die Luft, wo

fernaab der wärmenden Glut des Truges gelebt wird, aber so leicht erfriert ein Mensch nicht.

Blinker rechts, das blaue Auto, Blinker links, ein grünes, ein Fußgänger hier, ein Fahrradfahrer da, wohin, wer weiß das schon, wer kann schon wissen, zu welchem Lug der Wille, zu welchem Trug von Ziel der Wind die andern weht. Herbstsonne. Es blüht nichts mehr. Noch welken die Blätter nicht, aber das große Sterben hat längst eingesetzt, das ist spürbar, als große Kälte, als große Traurigkeit. Abschiedsschmerz, Schicksalsschmerz: So nah ist der Tod! Man lässt sich von seinen Hunden ausführen, klar, es ist ein schöner Tag, warm genug, um durch den Wald zu spazieren und sich am Arsch zu kratzen.“

„Mo., 21.14 Uhr. Auf dem Nachttisch liegt Dante aufgeschlagen seit Monaten schon. Ich lese nicht mehr. Ganz ehrlich gesprochen: Ich möchte schlafen, schlafen, schlafen und nie mehr aufwachen. Man wacht aber auf. Meist liegt man schon unnütz rum, wenn die Schwester um neun die Rollläden hochzieht und heile Welt spielt. „Guten Morgen, Frühstück!“

Man weiß nicht, wozu man immer wieder aufsteht. Aber einfach liegen bleiben und sterben funktioniert ja nicht. So einfach ist das nicht. Hunger, dann Durst, dann Blase voll, Schmerzen hier, ein Zwicken da, Hoffnung hier, Hoffnung da – Impuls-nein! Impuls-nein! – und so weiter, bis man eben doch schwach wird.

„Di., 14.33 Uhr: Den Blick nach außen wenden, als Zeuge des Weltenlaufs. Gelbe und braune und rote Kastanienblätter bedecken die Autodächer. Die Luft: fast schon winterlich kalt, man kann den eigenen Atem sehen. Deine Schritte auf dem Asphalt: ein dumpfes C, das nachhallt. Der Boden unter den Füßen – den spürst du kaum, schließlich sind Schuhe dazwischen. Auf dem Waldweg außer dir kein Mensch weit und breit. Die Erde ist gefroren, gefallenes Laub bricht unter den Füßen, die langsam ertauben vor Kälte. Auf der Anhöhe angekommen, peitscht dir eisiger Wind ins Gesicht, was dich aggressiv macht. Rundum ein trauriger Anblick. Mit Hermann Hesse gesprochen: Böse glotzen die kahlen Bäume. Schon beginnt das Frösteln.“

„Mi., 12.58 Uhr. Sich mitzuteilen hat keinen Zweck. Es ist der Anfang aller Missverständnisse. Romantische Verstiegenheit. Ein sich Aufblähen, ein Luftikus, der sich immer rächt. Besser die Arme verschränken und aus dem Fenster schauen und schweigen für immer. Endlich, endlich schweigen. Endlich aufhören, an Worte zu glauben.

Hoffnungen begraben unter frostiger Erde, so wie die Erinnerung an ein nie gelebtes Leben. Am Tod erwacht der Träumende und stirbt.

Dostojewskijs Gott ist der Schmerz der Todesangst.

Meister Eckharts Gott ist das reine Nichts.

Sartres Gott ist ebenso allein und angsterfüllt wie Sartre selbst.

Grenzenlos leer ist die Welt und das Leben der Formen ein Werden in ewigen Schwingen, ein Meer ist die Welt von Scherben und Dornen und Herden von Klängen, die sterben und sterbend verklingen. “

„Do., 18 Uhr. Herbststimmung. Die ersten Blätter fallen schon. Der Winter naht. Im Winter gibt es laut Statistik weniger Selbstmorde. Da hoffen wir halt auf den Sommer – und Hoffnung hält uns am Leben. So sind wir gestrickt. Ganz einfach eigentlich. Es müsste immer Winter sein – aber ohne das Wissen darum, dass es nie mehr Sommer wird. Aber nein, kaum ist's Winter, kommt bald der nächste Sommer und mit ihm die Enttäuschung und die Angst vorm nächsten Winter gleich mit.

Nichts, worauf sich bauen ließe. Alles wankt und bebt und keiner weiß, wohin der Wind uns weht, geschweige denn, warum. Wir tun, als sei alles klar, alles unter Kontrolle, als seien wir uns gar nicht fremd.

Einheit möchten wir sein, in uns schlüssig. Und so übernehmen wir das Ruder. Niemals aber erreicht unser Boot die Häfen, die wir ansteuern, und immer sind es die lächerlichsten Strapazen, wir als Kapitäne, die, wie gesagt, nicht wissen, wohin der Wind uns weht, geschweige denn, warum.“

„Fr., 20 Uhr. Jeder Entschluss entspringt einer bestimmten Perspektive, die sich nicht halten lässt, so wenig wie der Entschluss. Rastloser Geist, ankerlose Seele – und alle Bewegung entspringt der Sehnsucht nach dem rettenden Ufer. Dabei springst du nur von dieser in die nächste Wirklichkeit, die keine Rolle spielt. Und einmal bedeutet auch die Schönheit keinen Trost mehr. Und einmal schautst du auch das Wunder nicht mehr.“

„Sa., 12.54 Uhr: Sog der Schwerkraft, die sich durch Dankbarkeitsleiern bestechen lässt und durch blinde Hoffnung auf ein besseres Morgen, ungeachtet des Unwillens gegen die Zahllosigkeit von Bedingtheiten, die Leben heißt. Der Segler ist müde, das ist des Menschen Wirklichkeit. Tränen ins Nichts.“

„Mi., 18.11 Uhr. Fokussierung auf die äußere Wirklichkeit als Rettungsanker, als Atempause. Verhängnisvoll, genau wie das Klammern an Menschen, die sich noch glauben. Bei einem anderen Menschen Trost

und Liebe zu suchen ist wie Tablettennehmen, die Wirkung lässt irgendwann nach, und man wird es wieder tragen müssen. Wer nicht ewig stirbt, ist längst gestorben. Wer den Todeswunsch nicht kennt, der kennt den Wunsch zu leben nicht.“

Schiller öffnet die Augen. Es ist stockduster. Es muss Nacht sein, er muss eingeschlafen sein. Er merkt, wie sein Puls rast. Wie schnell er atmet. Er spürt, wie schwer die Beine und die Lider sind. Wie der Schmerz im Rücken sticht. Und wie heiß er ist. Fieber, keine Frage, hohes Fieber. Einmal will Schiller aufstehen, doch kann er die Beine nicht bewegen. Auch die Arme nicht. Nicht einmal den Kopf. Angst steigt auf, doch sie kommt nicht an bei Schiller, er ist viel zu kurz wach, er nickt ständig weg.

Schillers Funk geht. Er eilt die Flure entlang runter zur Ambulanz. Oberarzt Heweke wartet schon. „Na, Doktor Schiller, aus welchem Traum hat Schwester Heike Sie denn gerissen?“

Der Patient lacht kurz auf, ehe er zurücksinkt, um erneut in schwallartiges Gemurmel zu verfallen.

„Muss das wirklich sein?“, fragt Schiller und deutet auf die Gurte.

Heweke zuckt die Achseln. „Drogeninduzierte Psychose!“, seufzt er und spritzt gähmend eine Ampulle hochpotentes Neuroleptikum, begleitet von den üblichen Scherzen mit Schwester Heike. „Schwester, irgendwann möchte ich Sie auch mal so festschnallen.“

„Da können Sie aber lange drauf warten, Herr Oberarzt! Da müssen Sie mich schon heiraten, damit Sie das dürfen.“

„Hm ... Und der Kollege? Dürfte der das denn?“

„Um Himmels willen!“

Die Maschine steigt und steigt. Schiller fliegt zum ersten Mal erster Klasse. Die Ledersitze sind unerwartet bequem, von Rückenschmerzen keine Spur mehr. Die Flughöhe ist längst nicht erreicht, schon serviert die Stewardess das Abendessen.

„Sir?“, lächelt sie.

Verschiedene Gerichte stehen zur Auswahl.

„Lammfilet, bitte.“

„Anything to drink?“

„Bier, bitte.“

Schiller reißt die Alufolie von der Plastikschale. Das Lamm riecht wunderbar.

Alles ist wie ausgestorben. Nur ab und zu taucht ein gelbes Taxi auf,

bricht die Stille und entschwindet. Die breiten Gehwege sind hell beleuchtet von prunkvollen Laternen. Die Fahrbahn: sage und schreibe sechsspurig in beide Richtungen! Keine Leitplanke trennt die Fahrtrichtungen, sondern ein Blumenbeet. Alle fünfzig Meter prangt ein goldgerahmtes Porträt des Königs. Im Vorbeigehen sieht Schiller eine junge Asiatin auf der Bordsteinkante sitzen. Er setzt sich wortlos neben sie. Sie kümmert's überhaupt nicht. Sitzt man halt zusammen. Sie sitzt da, den Kopf auf die Knie gestützt, Blick ins Leere. Schiller zählt die Schweißperlen auf ihren Lippen. So sitzen zwei Fremde minutenlang schweigend nebeneinander auf der Bordsteinkante der Straße des Königs.

„49“, sagt sie dann.

„Ja“, bestätigt Schiller. „genau 49.“

„Der erste Zustand nach dem Tode“, flüstert sie ihm ins Ohr, „gleicht dem Bewusstsein im Leben, sodass der Verstorbene glaubt, er sei noch in der Welt, trotz seines Todes. 49 Tage lang. 49 Tage lang ist er den Illusionen des Zwischenstadiums ausgesetzt, gesegnet oder elend, wie der Fall sein mag, und es ist kein Fortschritt möglich.“

Er küsst ihr die Schweißperlen von der Oberlippe. Schon sitzt sie auf ihm und reitet sich Lust. Erst als er sich unter ihr herauswindet, um sie von hinten zu nehmen, sieht er das Blut, das überall klebt – an ihren Schenkeln, der Scham. „Was zum Teufel...?“

Sie lacht nur. „My period.“

Sie legt sich auf den Rücken, spreizt die Beine. Er legt sich auf sie, dringt tief in sie ein. Die Stöße werden heftiger, das Stöhnen lauter. Sie spürt seine Härte in sich, den fremden Schweiß auf ihrer Haut, und presst die Schenkel enger zusammen.

„Wie stirbst du?“, fragt sie, als er gerade kommt.

„Was?“

„Wie stirbst du?“

Schiller öffnet die Augen. Das Tageslicht strahlt hell durch die Gitter, von draußen her Vogelgesang. Wie spät mag es sein, wie lange mag er geschlafen haben? Der Schweiß brennt in den Augen. Die Schläfe pocht, die Kehle brennt. Die Augen fallen wieder zu. Schiller sitzt bei K im Zimmer. Nicht im Kittel, nicht als Arzt, sondern als Freund, als Bruder, der neben ihm auf dem Boden sitzt und Abschied nimmt. Der Strick hängt lose von der Türklinke, langsam hin- und herschwingend wie das Pendel einer alten Wanduhr.

„Getan ist getan“, sagt K und blickt Schiller lächelnd an.

„Du bist tot?“

„Sterben war leicht“, nickt K, „nur Leben war schwer.“

„Ich weiß, ich hab dein Tagebuch gelesen.“

„Andere leben leicht. Da ist dann das Sterben schwer.“

„Ich liege im Sterben. Für mich ist es schwer. Ich hab Angst. Und ich will nicht.“

„Angst musst du nicht haben. Es geht einfach weiter. Manche merken den Unterschied gar nicht.“

„Hab ich gehört.“

„Ich selbst hab's gleich gemerkt. Weil's plötzlich viel leichter war. Nicht vom Gewicht des physischen Körpers her, das wegfiel, ich war's natürlich. Es sind immer nur wir. Von meinem Willen her war ich's.

Der war zu stark. Fast trotzig.“

„Wieso, du wolltest doch sterben?“

„Eben nicht.“

„Tot sein wollen, immer wieder – das hast du doch geschrieben?“

„Genau. Das ist aber der Unwille, zu leben, und Unwille ist auch Wille. Du kannst gar nicht sterben wollen, das ist völlig unmöglich. Du kannst reif sein, zu sterben. Aber das war ich noch nicht.“

„Was ist denn Sterben?“

K antwortet nicht mit Worten. Er zeigt sich in zwei Welten in sich selbst und bedeutet Schiller, die erste sei die schwere Welt des Willens und der Angst und die zweite die schwerelose Welt, in der er seinem Willen und der Angst gestorben sei. Dann zeigt er sich in beiden Welten gleichzeitig in wechselnden Zuständen. „Hier“, spricht er aus der schwerelosen Welt heraus und zeigt auf einen dunklen Nebel, der sich um ihn zieht, „das ist zum Beispiel Traurigkeit, schau, was passiert“, und das Dunkel, in dem er zu verschwinden droht, verschwindet in ihm. „Oder hier“, K weist auf einen lichten Nebel, der ihn umfängt, „Glück“, und als er im Nebel zu verschwinden droht, verschwindet der Nebel in ihm. „Oder hier, oder hier, oder hier...“, K lässt alles Mögliche auf sich einprasseln, schöpferische Impulse, apokalyptische Szenarien, Gedanken jeder Art, Wesen, Welten, Universen – und alles verschwindet sofort in ihm.

„Und jetzt“ er spricht aus der schweren Welt heraus, „schau, was hier passiert!“ Und all das, was eben in ihm verschwunden ist, das verdichtet sich jetzt um ihn. Und gleichsam verdichtet es auch ihn.

Plötzlich ist K verschwunden, und Schiller steht selbst in der schweren

Welt. Mitten in seinem Wohnzimmer. Vertraut, wie alles ist, kommt es ihm dennoch komisch vor – er spürt ein merkwürdiges Unbehagen, ein irrationales Gefühl von Bedrohlichkeit, das ihn zu unbedingter Vorsicht mahnt. Er rührt sich nicht, er wagt es nicht. Schließlich beschließt er, auf Nummer sicher zu gehen und leise aus der Wohnung zu schleichen. Er macht den ersten Schritt, geräuschlos, wie in Zeitlupe – und noch bevor er den Fuß wieder aufgesetzt hat, weiß er plötzlich: Überall im Zimmer liegen Schlangen auf der Lauer! Er hält inne, den Fuß noch in der Luft, und sucht mit den Augen den Boden ab. Alles ist, wie es immer war, Vertrautes lächelt ihm aus jeder Ecke entgegen, und schließlich fluten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne durch das offene Fenster. Er lächelt. Man muss vertrauen können, denkt er, und schon wird es ihm ganz warm ums Herz.

Beruhigt lässt er den Fuß auf den Boden gleiten, da windet sich eine riesige weiße Schlange aus einem nahen Bücherhaufen heraus, umschlingt blitzschnell sein Bein und beißt sich tief ins Fleisch! Schiller schreit auf, schreckliche Schmerzen antizipierend, ja er wartet nur noch auf den Moment, da die entsprechende Information die Nervenbahn passiert und sein Bewusstsein erreicht haben würde. Doch der Schmerz kommt nicht. Schiller zählt sogar die Sekunden. Nichts. Angewidert packt er den glitschigen dicken Kopf der Schlange. Doch so sehr er auch reißt und zerrt, ihr Kopf bewegt sich nicht. Ihre Zähne sind zu fest in sein Fleisch gerammt. Schiller spürt sogar, wie ihre lange, spitze Zunge sich tief in seinen Wadenmuskel bohrt, blitzschnell auf- und abgleitend. Das wilde, wollüstige Spiel weckt seltsame Gelüste, die ihm so fremd sind, dass er in Panik gerät und in die Küche laufen will, um sich das Biest mit einem großen Messer vom Bein zu schneiden.

Gleich der erste hastige Schritt ist verhängnisvoll: Zwei weitere Schlangen graben ihre Zähne blitzschnell in sein anderes Bein. Schiller springt zurück und knallt rücklings auf den Boden. Ein realer Schmerz ist erstmals spürbar. Von allen Seiten fallen jetzt unzählige weiße Schlangen über ihn her und beißen sich an allen erdenklichen Stellen in sein Fleisch. Schiller kann sich nicht bewegen, nicht wehren, sein Körper gehorcht ihm nicht mehr. Er presst die Lider und Lippen ganz fest zusammen. Und wieder wartet er vergeblich auf den Schmerz. Es tut nicht weh, aber er weiß: Sie saugen ihm ganz langsam das Blut aus den Adern. Er stirbt. Schmerzfrei – aber er stirbt.

Schiller wohnt seiner eigenen Beerdigung bei. Um sein Grab herum sind

die Schlangen versammelt. Als er sie näher betrachtet, entpuppen sie sich als Verwandte, Kollegen, Freunde. Und Julika. Alle halten Trauerreden und weinen. Schiller blickt in die Grube. Im Sarg kein Leichnam, sondern die Köpfe der Schlangen, quicklebendig. Schiller sucht seinen Körper. Der Körper ist schweißnass. Der Mund ist zu trocken, viel zu trocken, und das Steinbett zu hart, viel zu hart. Gliederschmerzen überall, überlautes Pochen im Kopf. Dann Stille. Endlich, endlich Stille.

Wieder geht der Funk. Vor der Glastür wartet die zweite Zwangseinweisung der Nacht, von zwei Polizisten begleitet. Schwester Heike führt den Patienten ins Behandlungszimmer. Der junge Mann ist äußerst misstrauisch, sein Blick schweift umher wie gehetzt. „Was ist denn los?“, fragt Heweke.

Er stehe unter ständiger Beobachtung seiner Nachbarn, berichtet der Patient zögerlich in gebrochenem Deutsch. Man verfolge jeden seiner Schritte, Tag und Nacht. Seit einiger Zeit kontrolliere man auch seine Gedanken.

„Wer hat denn solches Interesse an Ihren Gedanken?“, will Heweke wissen.

Vermutlich stecke der iranische Geheimdienst dahinter, erwidert der Patient im Flüsterton.

„Was will der Geheimdienst denn von Ihnen?“, hakt Heweke nach. Töten wolle man ihn, flüstert es mit bebender Stimme aus zitternden Lippen.

Was denn so schlimm daran wäre, will Schiller fragen, sterben müsse er doch sowieso. Und ganz so schön sei sein Leben doch gar nicht, er leide doch ganz beträchtliche Qualen. Zudem bliebe ihm das Dahinsiechen im Altersheim erspart, das wolle er doch sicher auch nicht. Dann könne er sich doch eigentlich freuen, falls ihn jemand erlöse, und die Verfolger als seine ganz persönlichen Engel willkommen heißen.

„Sind Sie schon einmal in psychiatrischer Behandlung gewesen?“, fragt er stattdessen. Ja, nickt der Patient, mehrmals sogar. Er habe auch Medikamente für zu Hause, die habe er zwei Jahre lang genommen, das habe auch geholfen, doch vor einigen Monaten seien die Tabletten von Unbekannten ausgetauscht worden, er habe das sofort gemerkt und alles abgesetzt.

„Eine Ampulle hochpotentes Neuroleptikum und eine Ampulle Sedativum“, ordnet Heweke an – und schon zieht Schwester Heike die

Spritze auf.

Schiller begutachtet sein Spiegelbild in einem der Fenster. Kittel zugeknöpft und Scheitel schön brav zur Seite gelegt: ein Hanswurst in Weiß, lacht es in ihm. Blick in die Runde, Weißkittel neben Weißkittel. Der Maulheld im Kopf lässt nicht ab: Schauplatz der Eitelkeit, allmorgendlicher Maskenball. Alle in derselben Verkleidung. Professor Webers rechtes Auge zuckt nervös, das linke blickt streng in die Runde – und sofort wird alles brav still.

„Guten Morgen. Wer hatte Dienst?“ Jeden Morgen dieselbe Frage. Wie aus der Pistole geschossen kommt Frau Dr. Kuhns Bericht vom Spätdienst. In Stakkato: „Aufgenommen weiterhin eine 80-jährige Patientin mit schwerer Desorientiertheit bei bekannter vaskulärer Demenz ...“

Der leitende Oberarzt, Privatdozent Dr. Hoppe, ergreift das Wort: „Ich möchte an dieser Stelle noch einmal an die neuen Formulare für die Anmeldung zur Elektrokrampftherapie erinnern.“

Dr. Gert eifrig wie immer: „Und wo liegen die neuen Formulare aus?“ „Herr Schiller? Herr Schiller!“

Als Schiller aufschaut, sind alle Blicke auf ihn gerichtet.

„Sie sind wohl noch im Urlaub, was? Der Nachtdienst bitte!“

„Entschuldigung, Herr Professor! Entschuldigung! Aufgenommen einen 34-jährigen iranischen Patienten mit psychotischer Symptomatik bei seit sechs Jahren bekannter paranoid halluzinatorischer Schizophrenie...“

Der Vormittag erfordert die gewohnte Hektik, noch sind Elektrokardiogramme und Laborwerte zu befunden, erweiterte Diagnostik und etwaige Konzile anzuordnen, medikamentöse Therapieoptionen einzuleiten und zu überprüfen, Aufnahmen und Verläufe zu diktieren. Immer wieder ertappt Schiller sich, wie er abschweift, anstatt zu arbeiten, und den Tropfen beobachtet, der sich einfach nicht vom Wasserhahn lösen, der einfach nicht fallen will. Der Chef steht schon am Bett der ersten Patientin, als Schiller mitsamt Krankenakte herbeieilt. Frau Lewandowski, eine intelligente junge Frau mit schweren Depressionen, seit Monaten hier, spricht nur im Flüsterton: Sie sei noch immer so müde, so unsagbar traurig. Unwillkürlich blickt Schiller mit ihren Augen empor in die gestressten Gesichter rings um das Krankenbett. Er erschrickt. Die Perspektive stimmt nicht mehr! Unversehens dünken die Mitarbeiter als weiße Kolonne von Irren, die nicht müde wird, Lösungen anzubieten, wo sie

Teil des Problems sind. „Wir haben jetzt verschiedenste Medikamente ausprobiert“, erklärt Professor Weber unter heftigem Zucken seines linken Augenlids. „Keines hat geholfen. Ich empfehle daher eine Elektrokrampftherapie.“

Warum nicht gleich eine Hirn-OP, möchte Schiller fragen, schließlich belegen Studien, dass Patienten, denen die präfrontale Hirnrinde entfernt wurde, nicht länger von chronischen Schmerzen geplagt werden.

„Doktor Schiller wird Ihnen erklären, was eine EKT ist. Keine Sorge, Frau Lewandowski, wir schaffen das schon! Wir schaffen das!“

„Nichts dergleichen werde ich erklären“, platzt es aus Schiller heraus.

„Wie bitte?“, fragt Professor Weber erstaunt.

„Ich werde nichts erklären, die Verantwortung übernehme ich nicht.“

„Ich höre wohl nicht recht“, lächelt Professor Weber.

„Pain is the key to the door of nibbana!“

„Sprechen Sie bitte Deutsch!“, mahnt Professor Weber.

„Schmerz ist der Schlüssel zum Tor zur Erlösung!“

„Sind Sie sich klar, welchen Unsinn er da rede in Anwesenheit einer kranken Patientin erzählen? Darüber werden wir sprechen müssen – unter vier Augen.“

„Wenn der Schmerz dich verlässt, so weine, dass ein Freund gegangen ist!“

„Sie haben wohl den Verstand verloren!“

„Leider noch nicht, aber ich bin auf dem besten Wege.“

„Eine solche Unverschämtheit“, schreit Professor Weber, „ist mir nicht untergekommen. Sie werden die Patientin auf der Stelle über die EKT aufklären!“

„Bei allem Respekt, Sie sind nicht der Mensch, der Seelenkranken helfen kann.“

„Aber Sie sind es wohl, Sie Wicht!“, schreit Professor Weber.

„Nein“, entgegnet Schiller resigniert, „ich auch nicht.“

4.39 Uhr. Blick aus dem Fenster: eine Straßenlaterne. Autos. Häuser. Und sonst?

Spielzeug, alles Spielzeug.

9.22 Uhr. Schiller greift zur Fernbedienung. Breaking News auf CNN: Flugzeugabsturz mit 162 Toten. 162 Tote! Wie viele Menschen sterben eigentlich täglich? Schiller nimmt den Taschenrechner zu Hilfe. Über sechs Milliarden leben weltweit. Die sterben alle. Die Lebenserwartung

dürfte bei durchschnittlich 50 Jahren liegen. Das Ergebnis erstaunt: 328 767 Tote pro Tag. Entspricht 2029 Flugzeugabstürzen am Tag. Die nächste Meldung: Wieder steht der Jahrestag des Tsunamis vor der Tür. Weltweit gedenken Angehörige der Opfer. Es waren über 200 000 Tote. So wie jeden Tag. Jeder Tag ein Tsunami. Schiller schaltet um. Comedy auf dem nächsten Sender. Ein Spaßvogel imitiert den Kanzler, das Publikum tobt. Dann Werbeunterbrechung, zwei Minuten lang, 480 Tode lang.

Schiller schaltet den Fernseher ab. Bald wird der Wecker klingeln. Dann husch, husch alles vergessen, raus aus dem Bett und ab zur Arbeit!

Konditionierung. Programmierung. Planmäßigkeit. Menschen können nichts dafür, dass sie sich glücklich wähnen. Schwer wiegt die Blindheit, schwer wiegt die Schuld. Die Last ist kaum zu tragen und die vielen tragen sie nicht. Blindheit ist Programm, Schuld ist Programm, Liebe ist Programm, die Kanalaratte in den Gängen unter der Stadt, die niemand sehen will, ist Programm – Scheiße, Kotze, Rotze, Pisse, Blut, Fruchtwasser, Eiter, Krankheit, Abtreibung, Tod sind Programm. Unterirdisch stinkt's, dass die Engel krepieren daran! Du und ich – Programm eines idiotischen Plans von einem Arschficker von Planer und Sadisten und Wahnsinnigen, einer Kacksau von Pisse, ja? Requiem, Lustspiel, Komödie, Montag, Dienstag, Freitag, Sonntag, lächerlich, lächerlich wie du, wie ich – und die Toten lachen und die Engel und Teufel und Götter und alles krümmt sich vor Lachen und um Viertel vor sechs klingelt der Wecker – dann schnell, schnell! Nicht zu spät zur Arbeit! Und lächeln und tun, als ob, guten Morgen, Herr Professor, du verickter Ficker, und sich verraten, den Geist verraten, die Seele verraten bis um vier und morgen wieder und übermorgen und überüberarschlochmorgen und ich bin die Lüge, du bist die Lüge, die Lüge ist Programm und das Programm ist Lüge eines Lügners und Verräters, den es nicht gibt!

Schiller öffnet die Augen.

Wo kommen diese Worte her?

11.00 Uhr. Wir ziehen über Meere, weiten, dehnen uns aus, bis an unsere Grenzen und darüber hinaus. Wir sprengen Ketten, Ketten, die wir uns selbst zugelegt, sprengen uns scheinbar frei, doch tatsächlich nur in neue Fesseln, mächtigere als je zuvor.

11.01 Uhr. Schiller ist allein. Ein Tag liegt vor ihm. Ein Tag liegt hinter ihm. Wo ist er?

11.02 Uhr, Schiller sieht: dürre Wüstenfelder, schneebedeckt, Eisregen bei Nacht, glühendes Inferno.

18.14 Uhr: Schiller spürt ein Nichtwissen – als ein ihn zerreißendes.

10.49 Uhr: Die Gräser schreien, echolos.

5.19 Uhr: Am Eingang des Tempels zündet Nan Räucherstäbchen an, küsst den Boden, kauft einen der kleinen Vögel, die der Alte am Eingang verkauft, und lässt ihn fliegen.

13.18 Uhr: Nur noch Vogelgezwitscher ...

18.18 Uhr Kaum fünf Minuten auf den menschenleeren Klippen, findet sich schon ein Zeitgenosse. Ein junger Kerl mit schwarz-weißem Fell, der aus dem Nirgendwo angelaufen kommt, schwanzwedelnd, als kenne man sich schon Jahre. Schiller freut sich genauso. Zur Begrüßung ein Streicheln des Kopfes, ein Schnuppern der Hand. Die zwei sind sofort Freunde. Schiller sitzt auf einem Felsvorsprung, Blick aufs Meer, während der Kleine damit beschäftigt ist, Krebse zu wittern und auszubuddeln. Es scheint seine große Leidenschaft zu sein. Drei ziemlich große Brecher sind schon panisch aus ihren Löchern ins Meer gelaufen. Einmal ist der Kleine fix genug, um einen Krebs zu stellen, ehe der das rettende Wasser erreicht. Zuzubeißen traut er sich natürlich nicht. Krebs gegen Hund, Auge um Auge, regungslos, minutenlang. Bis Neues lockt. Zwischendurch kommt er, setzt sich eine Zeit lang und schaut auch aufs Meer, den Rücken an Schillers Bein gelehnt. Aber lange hält er's nicht aus – gleich wieder weiter: Muscheln zerbeißen, Gras schnüffeln, an Bambus nagen, kurz ins Meer hüpfen – und wieder Krebse wittern!



Wie erwartet steht Karl schon auf dem Parkplatz und kommt gleich eilig auf mich zu, als er mich sieht, irgendein Magazin durch die Luft schwenkend:

„Das hier musst du unbedingt lesen!“, ruft er begeistert, schlägt das Magazin auf und hält es mir unter die Nase. Während ich mich, an Richards Auto gelehnt, auf den Artikel zu konzentrieren versuche, sitzt Karl fußwippend neben mir auf der Motorhaube, was mich nervös macht.

„Na, lies schon!“, mahnt er, da er merkt, dass ich nicht bei der Sache bin.

„Dann warte da drüben, ich kann mich sonst nicht konzentrieren.“

„Na gut. Ruf mich, wenn du fertig bist!“

Derweil Karl auf dem Parkplatz hin- und wieder herläuft, lese ich in aller Ruhe den Artikel durch. Es geht um einen kleinen Indianerstamm in den Urwäldern am Amazonas. Die Zahl der Stammesmitglieder soll laut einer Studie seit vielen Jahrhunderten nahezu gleichbleibend sein, nämlich um die 250. Es wird jung gestorben. Haupttodesursache: Suizid durch Drogenüberdosis.

Die Droge: ein Extrakt aus irgendeiner Kakteenwurzel. Das Zeug soll nicht nur giftig sein, sondern zudem auch halluzinogen wirken. Der Konsum ist ritualisiert. Jedes Stammesmitglied bedient sich von Kindesbeinen an regelmäßig und nach eigenem Gutdünken. Die Droge gilt als Medium, das es ermöglicht, Kontakt zu den toten Urvätern und anderen Geistern aufzunehmen. Der eigene Tod gilt dabei nicht als tragische Folge ungehemmter Sucht, sondern als gelungener Übergang in eine höhere Welt.

Überlebt einer, ist's auch nicht tragisch. Der wird dann ins Zelt geschleppt und entgiftet. Jemand schiebt ihm ein eigens dafür vorgesehenes Holzinstrument in den Rachen, sodass der Brechreflex ausgelöst wird, bestimmte Heilkräuter werden verabreicht und so weiter. Routine eben. Der Überlebende erholt sich eine Zeit lang und unternimmt schon bald einen neuen Versuch. Alt zu werden, das ist hier kein erstrebenswertes Ziel. Im Gegenteil: Die Stammesälteste, die den Drogenkonsum von jeher verweigert, hat mit einer gewissen Ächtung zu kämpfen. Die Alte steht zweifellos auf der niedrigsten Sprosse der sozialen Leiter. Da aber ansonsten fast alle jung sterben, Frauen wie Männer, gibt es eigentlich nur Waisenkinder, um die sich die Gemeinschaft kümmert.

„Karl!“, rufe ich und er kommt gleich angelaufen.

„Interessant, oder?“

„Schon“, sage ich. „Aber was ist die Quintessenz?“

„Ich habe DMT besorgt! Hier“, er zieht ein kleines Tütchen aus der Jackentasche, schüttelt das weiße Pulver auf die Motorhaube, und wir ziehen es uns in die Nase. Dann schlendern wir langsam den Kiesweg entlang Richtung Wald.

Karl steht wild gestikulierend und schimpfend unter der alten Eiche, der Vehemenz nach zu urteilen streitet er sich wieder einmal mit seiner verstorbenen Schwester. Ich liege weiter unten im Wald auf der Lichtung

im Gras. Ich habe den Körper verlassen und bin in einem ewig langen Tunnel unterwegs. Dann ist nur noch Licht, ich hingegen nicht mehr, ich bin darin verschwunden. Dann schwarze Stille. Aber Schwärze als Grund aller Farben, Stille als Anfang aller Lieder. Schließlich sitze ich in irgendeinem Park.

Obwohl etliche Bänke frei sind, setzt sich ein blonder Junge zu mir, der auch ein Mädchen sein könnte, ich bin mir nicht ganz sicher, es hat etwas Geschlechtsloses, das Gesicht, anderes sticht ins Auge, etwas Verhärtetes, etwas Steingewordenes, das nichts fürchtet, weil es schon alles kennt und sicher weiß, dass es irgendwie weitergeht, und auch der Körper gibt keinerlei Aufschluss, konturlose Korpulenz, Fleischgewordenes, das Liebe suchte und nur Essen fand, das sich an sich selber nährt, sich selber wärmt, sich selber schützt, und man hört es auch nicht, sie ist nicht hoch und nicht tief, sie ist bloß rau, rau und laut, diese Stimme, die entweder nicht merkt oder sich einfach nicht schert, wer sie hört, wen sie stört.

„Christine“, antwortet die Stimme auf meine Nachfrage hin.

Ein Mädchen also, eine Schwester, die Stein geworden, die dennoch weich geblieben ist, die ihr Bier mit mir teilt, sie sei dreizehn, erzählt sie, aber eigentlich älter, viel älter vom Gefühl her, mit sechs sei sie ins Heim gekommen, aber sie gräme ihrer Mutter nicht, die habe ihr Bestes versucht, wie wir alle unser Bestes versuchten, ja sie gräme überhaupt niemandem, sagt sie, auch den Kindern nicht, die sie verprügelten die ersten Jahre im Heim, und dem Leben nicht, wieso denn auch, fragt sie. Ein verwahrloster Alter unterbricht uns, sie durchwühlt seine Plastiktüte, wirft einen Blick auf die Quittung, okay, befindet sie dann, und er humpelt weiter.

Sie gebe halt, erklärt sie auf meine Nachfrage hin, wenn sie könne, Geld zum Einkaufen, aber nur unter der Bedingung, dass er keinen Schnaps kaufe.

Nichts daran sei selbstverständlich, finde ich.

Wieso denn, fragt sie, wenn er doch Hunger habe.

Wie ich dem Alten hinterher schaue, der davonhumpelt mitsamt seiner Plastiktüte, tritt der nächste Obdachlose an sie heran. Ob sie einen Schlafplatz habe für heute Nacht. Wenn es ihm nichts ausmache, auf dem Boden zu schlafen, meint sie, könne er bei ihr übernachten, wo es doch bestimmt sehr kalt werde.

Zunächst liegt er auf dem Boden, geht dann aber zum Bett, stürzt sich

auf sie und drückt ihr Mund und Kehle zu. Ich will aufspringen, doch gehorcht mir mein Körper nicht. Ich will schreien, doch meine Stimme versagt. Ich sehe entsetzt zu, wie der Typ sie würgt und schlägt. Dann zieht er die Bettdecke weg und ist auf ihr.

Sie bleibt seltsamerweise ganz ruhig, sieht nur zu, wie er mit zittriger Hand seine Hose öffnet, und regt sich auch nicht, als er brutal in sie eindringt und zustößt, schnell und hart und hektisch. Sie schaut ruhig in das Gesicht über dem ihren und sieht den Schmutz und die Narben, die Gier und die Angst darin.

„Es ist okay“, sagt sie leise.

Er hält inne und starrt sie an.

„Es ist okay“, nickt sie ihm zu. Und: „Ich liebe dich.“

Es sind, glaube ich, Tränen, die er verbirgt, da er das Gesicht abwendet, da er aus und von ihr gleitet. Er steht vom Bett auf, macht den Reißverschluss zu, will ihr hochhelfen. Sie schüttelt lächelnd den Kopf. „Das hat noch nie jemand zu mir gesagt“, flüstert er und verschwindet. Als ich den Blick wieder Christine zuwende, ist sie tot. Plötzlich wird mir klar, dass ich halluziniere. Dass Christine Karls verstorbene Schwester ist. Wie das möglich sei, frage ich verdutzt.

„Ihr habt DMT genommen, Karl und du“, lacht sie. „Schon vergessen?“ Ich laufe die Böschung hinauf zu Karl und berichte ihm von meiner Vision. Auch das Mädchen beschreibe ich ihm im Detail.

„Das ist Christine“, nickt Karl. „Sie ist mit dreizehn vergewaltigt und getötet worden.“

Wir bleiben schweigend unter der alten Eiche liegen.

"Was ist Liebe?" frage ich, da es ganz still geworden ist im Wald und der Himmel rötlich schimmert.

"Alles.“

Alles ist Liebe. Und wir sind nichts. Ich schließe die Augen, atme tief ein – und wieder aus. Ein Moment des Nichtatmens.

„Vielleicht ist Christine die ganzen Jahre über gar nicht um ihretwillen in meine Träume gekommen, sondern um meinetwillen“, unterbricht Karl meine Kontemplation, „vielleicht wollte sie mir zeigen, was sie dir heute gezeigt hat. Aber es ging wahrscheinlich nicht. Man kann niemandem etwas aufzwingen. Ich will dem Schwein nicht verzeihen, ich will ihm meinen Baseballschläger in den Arsch rammen, bis er daran krepirt.“

"Geht nicht beides?", frage ich.

Eine Weile ist es still.

„Das ist mir noch nie in den Sinn gekommen“, meint Karl schließlich.
„Wenn ich mir vorstelle, ihm zu verzeihen, sehe ich mich anschließend immer händchenhaltend mit ihm durch Berlin laufen oder sowas in der Art – was die Vorstellung absolut unerträglich macht. Aber klar, die Assoziation ist völlig aus der Luft gegriffen. Ich hab Vergebung wahrscheinlich nie begriffen vom Wesen her. Ich hab auch nie kapiert, warum Krishna Arjun ermutigt, in den Krieg zu ziehen, wo es doch darum geht, die Welt hier zu transzendieren. Oder warum Jesus das Schwert bringt, wo er doch Liebe und Vergebung lehrt.“

„Hab ich auch nie kapiert.“

„Aber du warst wenigstens offen, wo bei mir die Tür zu war.“

„Meine jüngere Schwester lebt auch noch. Ich würde die Tür auch zuschlagen an deiner Stelle. Der Typ hat's nicht verdient.“

„Christine will ja nicht um seinetwillen, dass ich verzeihe, sondern um meinetwillen. Daher immer die Kirche im Traum, ich dachte immer, was sucht Christine in der scheiß Kirche. Meine innere Kirche sollte ich natürlich schöpfen. Nicht zum Beten. Als geistigen Raum der Vergebung. Um reinen Tisch zu machen. Damit ich frei bin. Und weitergehen kann.“

∞

Als wir am Abend zurück waren, habe ich all meine Notizen zusammengesucht und durch den Türspalt in Frau Lenovs Arztzimmer geschoben. Ohne es durchzudenken, ohne den Haufen vorher nochmal durchzusehen, noch völlig berauscht vom DMT-Trip und außerstande, klar zu denken. Das ist der Mist mit den Drogen. Du schaust in die Abendröte, bis da nichts mehr ist als Liebe und du ganz sicher weißt, dass da auch niemals etwas anderes gewesen ist – nur vergisst du, dass du gerade mit Karl und Christine über den Wolken schwebst und alsbald vom Himmel zurück auf die Erde plumpsen wirst.

Was natürlich verständlich ist, das Vergessen, meine ich, da die irdische Welt von außen gesehen ja gar nicht getrennt vom Himmel erscheint. Ist sie eigentlich ja auch nicht. Ich jedenfalls sehe es ungefähr so: Einst war ein stilles schwarzes Nichts. Und nur aus Liebe erwachte das Dunkel als Licht. Und das Licht war Gott. Und nur aus Liebe schnitt Gott sich in der Mitte durch und gebar damit Himmel und Erde.

Noch bewegte sich überhaupt gar nichts. Und nur aus Liebe tauchte plötzlich Leben in der Bude auf, begannen Winde zu wehen und Wolken zu ziehen und Elementarteilchen zu tanzen. Als bald entstanden Adam und Eva und aus ihnen Milliarden. Doch plötzlich wusste niemand mehr, wie alles entstanden war, dass alles verbunden ist, man es als Ganzes sehen muss. Als eine einzige, gigantische Täuschung, die mit der Bauchdecke beginnt und über die Hormone und Namen bis hin zum Multiversum reicht, als ein riesiges Theater, das auf einer Unendlichkeit von Bühnen gleichzeitig stattfindet, bis in alle Ewigkeit. Und das alles aus Liebe.

Und dieses Vergessen machte Adams und Evas Söhnen und Töchtern natürlich Angst, denn die Täuschung allein sah ganz und gar nicht nach Liebe aus. Die Blumen auf den Feldern vielleicht, aber doch nicht das Feuer, das die Felder verbrannte, oder der Sturm, der die Ernte wegfegte, doch nicht der Krieg und das Blut, doch nicht die Pest und der Tod. Plötzlich sah es alles wie das Werk eines Wahnsinnigen aus, jeder Tanz dünkte als Kampf ums Überleben, man sah die Blumen gar nicht mehr, man lebte nur noch mit Dämonen.

Und jetzt ging's los, jetzt entwickelte sich eine ganz neue Form der Intelligenz. Aus der Angst heraus erschuf der Mensch als Schöpfergott sein eigenes Universum. Und in dem lebt der Michel bis heute. Was ihm natürlich nicht klar ist, er weiß ja nicht, dass alles aus zwei Hälften besteht und sogar zwei vollkommen separate Universen existieren, die aus zwei völlig unterschiedlichen Formen von Intelligenz heraus entstehen und wachsen. Deswegen haben wir ja zwei Hirne und zwei Herzen, weil wir in zwei Welten wohnen. Aber eben nicht gleichzeitig, dann würden wir ja völlig verrückt, dann müssten wir uns ja vierteilen und zwei Universen zugleich von innen und von außen sehen. Es ginge aber sowieso nicht, Angst oder Liebe, entweder oder, du kannst ja nicht beides sein. Und deshalb wächst du entweder als Michel oder als Baum. Ich weiß es ja von mir, ich bin ja der Michel, ich bin ja Jahrzehnte als Michel gewachsen. Nicht wie Herr Klein, nicht absolut gerade und schnörkellos, völlig verschmolzen mit dem Korsett. Aber auch nicht wie die Patienten hier, die unter der Schlangenhaut zu leiden haben und allerlei chronische Wachstumsstörungen entwickeln. Sondern eher wie Frau Lenov, in der gesunden Mitte zwischen beiden.

Vom Ganzen her betrachtet ist es natürlich die Mitte des Wahnsinns. Aber das kann Frau Lenov unmöglich sehen, und warum sollte sie auch?

Der Wahnsinn hat ja auch seine Reize, die Intelligenz der Menschheit ist auch interessant, die steckt auch voller Ideen. Man wüsste gar nicht, wo anfangen mit dem Aufzählen, so vieles gäbe es nicht, hätte der Mensch es nicht erfunden. Wahrscheinlich gäbe es noch nicht einmal kleine Soldaten – aber dann gäbe es auch keinen Michel! Und dann gäbe es die ganze Welt nicht, wie sie heute ist! Und deswegen tut es mir leid, dass ich gestern Abend dem idiotischen Impuls nachgegeben habe, ehrlich zu sein und reinen Tisch zu machen.

Dann hätte ich doch lieber Herrn Klein die Nase brechen oder Herrn Wolf den Traktor klauen sollen. Aber zu spät, das Auto ist vor die Wand gefahren. Das Spiel mit Herrn Klein ist damit natürlich auch vorbei, soviel steht fest. Aber gut, immerhin sollten die gezahlten Steuern ihren Weg zurück zu mir gefunden haben, es kommt ungefähr hin, wenn man die Kosten für die Klinikaufenthalte einrechnet, wir sind jetzt ungefähr wieder bei null, der Staat und ich, und damit auf neutralem Boden. Die Verzichtserklärung an Herrn Klein weitere staatliche Hilfe betreffend sowie die Kündigung der Krankenkasse habe ich schon vor dem Frühstück geschrieben, ich muss sie nur nachher noch in den Briefkasten werfen. Und dann war es das.

Das Entlassungsgespräch beginnt mit minutenlangem, eisernem Schweigen von Frau Lenovs Seite aus. Sie sieht mich nicht einmal an, sondern starrt unbeirrt auf meine Notizen vor sich auf dem Schreibtisch.

„Ich überlege, ob wir Sie anzeigen, Herr Schiller.“ „Ich bin nicht Schiller.“

„Wegen Betrugs. Erschleichen von Leistungen, was auch immer der Straftatbestand ist, das muss die Klinikleitung mit den Juristen klären. Wer ist denn Max Martin, und wieso sind Sie in Besitz seiner Krankenkassenkarte?“

„Ich bin Max Martin. Ganz offiziell. Amtlich beglaubigt.“

„Sie haben Ihren Namen ändern lassen?“

Ich nicke.

„Und wozu?“

„Man muss ja einen Namen tragen, es gehört zum Gepäck im Spiel der Menschenwelt.“

„Und die Lügengeschichten rundum die Panikstörung, die Vortäuschung falscher Tatsachen mir gegenüber ein ganzes Jahr lang? Was hatten Sie denn davon?“

„Hier zu sein hat mir gutgetan. Ich brauchte das.“

„Oder ging es ums Geld vom Amt?“

„Auch. Aber nicht, wie Sie es denken. Nicht als Blutsauger. Ich habe nichts erschlichen, was mir nicht zustand. Ich habe Sie auch nicht als Lügner belogen.“

„Wie denn? Wie kann man denn sonst lügen?“

„Wie kann man denn nicht lügen?“

„Indem man die Wahrheit sagt.“

„Die Wahrheit kann man aber nicht sagen.“

„Meinetwegen, vielleicht nicht die letzte Wahrheit. Aber man kann doch ehrlich sein.“

„Dann darf man auch keinen Namen tragen. Keine Geschichte zum Namen.“

„Und dieses Entfremdungserleben der eigenen Geschichte gegenüber, das hat mit Ihrer Erleuchtungserfahrung im Kloster begonnen?“

„Heimkehr, nicht Entfremdung.“

„Aber es ist doch dann im Rahmen der Malaria-Erkrankung in delirantes Erleben mit völligem Realitätsverlust übergegangen, kann man doch so sagen?“

„Wieso Malaria?“

„Mückenstiche, Fieberschübe, Kopf- und Gliederschmerzen, Kreislaufkollaps – und all das im Malariagebiet...“

„Das war es aber nicht. Glaube ich jedenfalls nicht. Man muss nicht alles pathologisieren. Man kann nicht alles erklären. Etwas wollte geschehen mit mir. Der Körper hat mitgeholfen.“

„Für Sie war das alles eine Art Heilungsprozess, der lebensbedrohliche Infekt, das Delir, alles?“

„Genau.“

„Was ich auch nicht verstehe – Sie hätten das alles doch einfach erzählen können, statt es mir nach einem Jahr der Schauspielerei in Papierform unter der Tür hindurchzuschieben?“

„Damit Sie es alles pathologisieren? Damit Sie eine Geschichte in Ihrem Sinne daraus basteln und, wenn ich es schon nicht selbst tue, und eine Not dazu erfinden, aus der Sie mir anschließend helfen können?“

„Sie meinen wirklich, das sei alles kerngesund, Ihre Entwicklung, ihr Denken, ihre Lebensphilosophie, ihre Seinsart, alles? Meinen Sie wirklich, Sie bräuchten keine Hilfe?“

„Ich meine, dass Sie nur glauben, zu wissen, was Hilfe ist. Und

entsprechend auch nur glauben, zu wissen, was Not ist. Was krank, und was gesund.“

„Sind Sie denn in der ganzen Zeit nie auf die Idee gekommen, dass ihr innerer Zusammenbruch mit der gewaltigen narzisstischen Kränkung zu tun hatte, die sie erfahren haben – dem Versagen als Arzt im Angesicht des toten Patienten, den Anschuldigungen von Seiten der Krankenschwester, der plötzlichen Stimmung gegen Sie, der Kündigung, dem Verlassenwerden durch Ihre Ex-Verlobte? Meinen Sie nicht, dass alles anders gekommen wäre, wenn Ihr Leben nicht aus den Fugen geraten wäre und Sie einfach wie geplant mit ihrer Partnerin Urlaub in Burma gemacht hätten?“

„Sehen Sie, das meine ich. Natürlich kann man es so sehen. Es ist ja sogar Ihre Aufgabe als Ärztin. Nur ist es eben wie mit dem Atom, das zugleich ganz geblieben und zerfallen ist und sich links- wie rechtsherum dreht, derweil es dem Betrachter immer nur als dies oder das erscheint. Die Scheuklappen des Menschen sind ja vielschichtig, und der Schleier der Selbsttäuschung filtert alles Mögliche heraus. Es geht ja nicht nur um die Blindenbrille, die Sie als Ärztin tragen, es geht ja viel tiefer, es ist ja viel schlimmer, es sind die Scheuklappen des Menschen an sich, und die sind in die Schädeldecke implantiert, die sind Jahrtausende alt und über Generationen gewachsen, als riesiger Kopf mit ziemlich winzigem Geist und weitestgehend verkümmertem Herzen.“

„Und Sie meinen, wir seien alle gefangen in diesem riesigen Kopf, auch Ihre Ex-Verlobte? Ich frage, weil sie doch sehr weltoffen zu sein scheint ihren Notizen nach zu urteilen. Ziemlich frei von Scheuklappen?“

Klar, du kannst Waisenhäuser in Malawi gründen und Regenwaldprojekte im Amazonas leiten und mit einem Peruaner durchbrennen. Aber dadurch bist du ja das Implantat nicht los. Und Don Juan ist ja auch implantiert, und das peruanische Implantat wird so verheerend sein wie jedes andere auch, das tut sich nicht viel. Zum Salsa Tanzen ist es sicher geeigneter. Aber nicht zum Tanz zur Freiheit hin, nicht zu dem Leben hin, das man eigentlich sucht. Da muss schon Kali her, da muss eine Nan in den Träumen auftauchen und zum Todestanz des Ich-Wahns bitten. Der Mensch an sich ist das Problem, von innen her. Von der Verweigerung des Todestanzes her. Aber das geht eben nicht in die riesigen Köpfe. Und selbst wenn es in die Köpfe ginge, es würde auch nichts ändern, man hat es ja nicht in der Hand. Und so tanzt Julika eben Salsa, bis Kali kommt. Heute bin ich dankbar dafür,

ich könnte mit Julika sowieso nichts mehr anfangen. Vom alten, vom Implantat her gelebten Leben ist einfach nichts übriggeblieben.“

„Das A und O ist doch dies, Herr Schiller: Da Sie mir nicht glauben, dass etwas mit Ihnen nicht stimmt, Sie in echter Not sind und wirklich krank, sondern mich und alle anderen Menschen als Blinde betrachten, die bloß Ihre eigene Selbsttäuschung sehen, wo immer sie hinschauen, haben Sie hier nichts verloren, und das wissen Sie auch. Hier gehören Sie rausgeworfen, das schulden wir allein schon den Klinikmitarbeitern und Patienten, die Sie mit Ihrem ‚Lügen, ohne zu lügen‘ systematisch vor den Kopf gestoßen haben. Aber grundsätzlich gehören Sie behandelt. Und ich hoffe inständig, dass Sie nicht auf die Idee kommen, wieder als Arzt zu arbeiten, ehe das nicht geschehen ist.“

Eisiges Schweigen.

„Weiß Karl eigentlich, wer Sie sind?“

„Wer bin ich denn?“

„Dr. Schiller.“

„Ich bin nicht Schiller.“

„Er weiß, dass Sie nicht Max sind?“

„Na klar weiß er das. Er weiß auch, dass er nicht Karl ist. Deshalb verstehen wir uns ja.“

„Und wer ist außer Karl noch eingeweiht?“

„Niemand.“

„Und warum jetzt ich? Ist das als eine Art Beichte zu verstehen? Oder doch als eine Art Hilferuf? Leiden Sie nicht doch unter sich, unter Ihrer grotesken neuen Art, zu leben?

„Nein, leiden tue ich wirklich nicht.“

„Als Schiller haben Sie gelitten, richtig? Unter dem Suizid Ihres Patienten damals, zum Beispiel? Da haben Sie sich verantwortlich gefühlt, oder?“

„Er hatte sich mir ja gar nicht anvertraut, es gab keinen Ärztefehler.“

„Aber es hat doch etwas mit Ihnen gemacht. Die Übergriffigkeit Schwester Swetlana gegenüber fiel ja in die Zeit. Und auch Ihre plötzliche Lust daran, Ihrer Partnerin beim Sex weh zu tun...“

„Das war es nicht.“

„Sondern?“

„Die Mühelosigkeit, mit der sie auf der Yoga-Matte in den Spagat sprang, die Ahnung, dass ihre unendliche Dehnbarkeit ihre gesamte Wirklichkeit umfasst. Auch ihre Selbstwirklichkeit. Auch ihre

Selbsttäuschung. Wenn ich ahnte, dass da ein anderer war, und sie dann auf den Hintern schlug beim Sex als dieser andere, und sie mit mir als diesem anderen spielte, und zwar als jemand, den ich gar nicht kannte, dann hat sie ja nicht hinterher geweint, weil ich ihr wehgetan habe. Sondern, weil sie gestanden hat. Unwillentlich natürlich, nur vom Körper her. Und dabei blieb es auch. Nur ich habe hinter den Vorhang geschaut, sie nicht, ihr Blick verfolgte weiterhin die Bühne: Das tränenreiche Theater, dass ich sie nicht liebe, das hat sie im Grunde für sich selbst aufgeführt, nicht für mich. Wobei, vielleicht auch für mich. Wenn du mich lieben würdest, sagten die Tränen im Grunde, dann würdest du nicht hinter den Vorhang schauen!“

„Und, war Sie Ihnen damals denn untreu, oder wissen Sie es nicht?“

„Haben Sie nicht zugehört? Um Untreue geht's gar nicht. Wo fängt die überhaupt an und wo hört sie auf? Es geht darum, dass ein Ring nichts bedeutet, weil das Band nur Theater ist. Dass dich niemand verlassen kann, weil niemand je bei dir war. Das ist ja der Witz. Nur konnte ich die Pointe damals noch nicht ertragen, geschweige denn darüber lachen. Weil du dem Nichts ins Auge schaust. Von daher stimmt auch die Krankengeschichte nicht, die Sie mir anhängen wollen. Klar hängt alles zusammen. Aber nicht, wie Sie es meinen. Wenn die eigene Welt anfängt, brüchig zu werden, dann zeigen sich die Risse überall. Nur hat sich meine Welt damals ja wieder zusammengesetzt. Bis sie dann endgültig auseinanderfiel im Kloster.“

„Und angefangen, brüchig zu werden, hat es mit dem Suizid Ihres Patienten, den Schuldgefühlen?“

„Ich hatte keine Schuldgefühle damals. Habe ich auch heute nicht. Und warum auch, es war seine freie Wahl. Das Recht muss ein Mensch doch haben. Es ist doch Hybris, es als falsch zu bewerten und ihn daraufhin einzusperren oder sonst wie vor sich selbst retten zu müssen zu meinen. Brüchig wurde es von seinem Spiegelbild in mir her. Vom Trauerzug ins Nichts her, der damals in mir losfuhr. Zunächst konnte ich ja noch einmal abspringen. Später ging es dann nicht mehr.“

„Und von dort gibt es Ihrer Auffassung nach kein Zurück mehr? Haben Sie denn überhaupt versucht, wieder Fuß zu fassen, nachdem Sie aus Asien zurück waren?“

„Ich konnte gar nicht zurück in mein altes Leben. Deswegen habe ich ja gleich nach meiner Rückkehr nicht nur meine neue Stelle, sondern auch die Zehlendorfer Wohnung gekündigt, und alles Inventar verkauft, selbst

Julikas Zeug. Und mein Auto gleich mit. Meine Geburtsstadt fühlte sich ganz und gar nicht mehr wie Heimat an. Ein regelrechter Kulturschock war es, wieder in Berlin zu sein, das kann ich Ihnen sagen. Wie die ersten Tage in Yangon, nur ohne die Sonne, ohne das Lächeln der Menschen, ohne die winkenden Kinder, ohne die Lehren des Buddhas dazu. Ordentlicher, funktioneller, sicherer – das ja – aber kaputtgeordnet, kaputtfunktioniert, kaputtkontrolliert. Kalt und tot von innen her. Und ohne jeden Anflug von Tiefe, ohne jede Möglichkeit der Transzendenz. Deshalb kommt Karl ja auf seine abstrusen Ideen. Und deshalb spiele ich auch mit. Was nicht da ist als Zeitenraum, das muss man eben selber generieren als Geistesraum, will man es leben, es bleibt ja nichts anderes übrig. Und dann füllt man diesen Raum mit Zeit, wo andere ihre Zeit füllen. Ich war keine zwei Wochen hier, da passte alles, was übrig war von meinem Leben, in einen kleinen Rucksack. Mit dem auf dem Rücken ging ich zur Hausverwaltung, um meinen Schlüssel abzugeben, und fuhr von dort direkt zum Flughafen und nahm den erstbesten internationalen Flug. So landete ich in Chania auf Kreta. Gleich am ersten Abend dort kam ich in einem Hafenlokal mit einem Griechen ins Gespräch, ein Typ Mitte 50, der mich an Alexis Zorbas erinnerte, kenne Sie das Buch? Oder den Film?“

Frau Lenov schüttelt den Kopf.

„Jedenfalls tranken wir die halbe Nacht Wein und Raki zusammen. Er hieß Adonis und lebte in einem kleinen Bergdorf keine Autostunde von Chania entfernt am Fuße des Ida. Er liebe die Berge, die Luft dort oben, sagte er. Früher habe er manchmal Wochen am Stück auf der anderen Seite des Ida in einer jahrhundertealten Steinhütte verbracht, in der die Hirten früher einmal Ziegenkäse produziert hätten. Eine einsame Hütte auf zweitausend Meter Höhe, kein Strom, kein Mensch weit und breit, kein Zeichen von Zivilisation, rau sei es und vollkommen unberührt. Ich fragte ihn, ob ich dort leben könne. Kein Problem, sagte er. Wie ich dorthin finde? Er könne mir die Hütte zeigen. Und mir auch regelmäßig Proviant hochbringen. Und so kauften wir mir gleich am Vormittag alles Nötige zusammen – Schlafsack, Gaskocher, Jagdmesser, Taschenlampe, Feuerzeuge und natürlich kiloweise Lebensmittel – nahmen den Bus in die Berge und befanden uns schon gegen Mittag im fünfstündigen Anstieg zur Hütte. Am nächsten Morgen machte Adonis sich allein auf den Rückweg, nicht ohne mir zu versprechen, mir alle vier Wochen gemäß meiner Liste Proviant hochzubringen. Was er auch

tat, wobei er immer noch zusätzlich einen kleinen Vorrat an selbstgemachten gefüllten Blätterteigtaschen und selbstgebranntem Raki mitbrachte.

Allein dort oben war es hart. Viel härter, als ich gedacht hatte. Von den Ur-Ängsten her, die aufkamen. Ich verbarrikadierte abends die Tür und legte mich mit dem Jagdmesser in der Hand aufs Steinbett – und machte trotzdem die ganze Nacht kein Auge zu. Zumal draußen der Wind heulte, dass ich meinte, er fege gleich die Hütte weg, und ständig irgendwelche Geräusche zu hören waren, die ich nicht zuordnen konnte, so dass ich immer meinte, es näherten sich Schritte. Ich sprang mindestens hundertmal die Nacht auf und tastete mich zu einer der Wände vor, um durch irgendeine Ritze nach draußen zu lugen, wobei ich dauernd irgendwo anstieß, es war ja stockdunkel in der Hütte und die Taschenlampe anzuknipsen wagte ich nicht, so paranoid war ich. Tagsüber litt ich nicht an meiner Paranoia, sondern an der Einsamkeit. Wie ein kleines Kind, das im dunklen Wald plötzlich seine Mutter nicht mehr findet, so lief ich die Wege um die Hütte herum ab, immer wieder von Weinkrämpfen geschüttelt, wie ich sie überhaupt noch nie erlebt hatte. Wenn ich mich dann auf irgendeinen Felsvorsprung setzte, die Augen schloss und ein paar tiefe Atemzüge machte, um mich zu beruhigen, dann wanderte das Schluchzen sozusagen nach innen, ich spürte es wie einen Knoten im Herzen, der unendlich weh tat, und so krümmte ich mich und legte mich in Embryonalstellung längs auf den Felsen und weinte mich leise in den Schlaf.

Schon nach einer Woche hielt ich das alles nicht mehr aus und machte mich nach einer weiteren Höllennacht im Morgengrauen auf den Weg zurück ins Bergdorf. Nach ungefähr vier Stunden zügigen Marsches wunderte ich mich, dass ich immer noch nicht an dem kleinen Pfad angekommen war, der auf die nördliche Seite des Berges führt und von dort hinunter ins Tal. Ich war sicher gewesen, mir den Weg gemerkt zu haben, und dennoch, auch nach fünf Stunden, von dem Pfad keine Spur. Bald war es später Nachmittag, und langsam kam Panik auf, zumal ich von Adonis wusste, dass die Temperaturen jetzt im Frühjahr nachts noch weit unter null sinken und heftige Schneestürme ohne Vorwarnung aufbrausen konnten. Und nun stand ich da, auf über zweitausend Meter Höhe, und hatte vollkommen die Orientierung verloren. Einige Irrwege später dämmerte es bereits und mich beschlich die leise Ahnung, dass es aus, dass ich verloren war. Todesangst packte

mich. Es wurde immer dunkler, die Gedanken rasten immer schneller. Kaum mehr bei Verstand, wusste ich instinktiv, dass ich so weit wie möglich bergabwärts klettern und so viel Holz wie möglich sammeln musste. Nur ein großes Feuer konnte mich vor dem Erfrieren retten. Und so stürzte ich die Felsen hinab, ganz als könnte jeder Höhenmeter zu wenig den Tod bedeuten, ganz als käme es auf einen Schädelbasisbruch jetzt auch nicht mehr an. Als bald gelangte ich an eine Schlucht, die hinabzusteigen unmöglich war. Ohnehin sah ich kaum noch die Hand vor meinen Augen. Jetzt galt es, Holz zu sammeln. Obwohl in der felsigen Landschaft kaum Bäume und Sträucher zu finden waren, scharfte ich im Nu soche Mengen an Brennholz zusammen, dass das Feuer bis an die libysche Küste zu sehen gewesen wäre.

Doch niemand an der libyschen Küste hat jenes ferne Flammenmeer je zu Gesicht bekommen. Ich versiegt Streichholz um Streichholz, es wollte kein Zweiglein entflammen. Nach langem verzweiferten Kampf war auch das letzte Streichholz verbrannt. Ich hatte versagt. Es war aus. Weinend aß ich mein Brot auf und die Oliven samt Kernen und trank die Wasserflasche aus, bis auf einen kleinen Rest, man weiß ja nie. Dann wischte ich mir die Tränen ab. Mein Verstand, durchdrungen von der Todesgefahr, blieb hellwach. Ich müsse die ganze Nacht in Bewegung bleiben und dürfe in keinem Falle einschlafen, so sein Plan.

Erstmals spürte ich die Erschöpfung in Armen und Beinen, meinem Hirn. Ich legte mich nieder, nahm einen tiefen Atemzug und blickte empor, auf die drohenden Umrisse der schneebedeckten Berggipfel und, jenseits davon, in den Nachthimmel. Was für ein gewaltiges Sternenmeer! Ringsum hallten die Echos der Winde wider. Ich sah, ich hörte, ich spürte die ungeheure Macht der Naturgewalten. Und ich wusste, dass ich ihnen vollkommen ausgeliefert war. Und fand mich ab. Ich gab auf. Ich ergab mich.

Plötzlich hörte alles Denken auf. Ich lag ganz still. Aus der Stille heraus sah ich die Stille um mich herum. Welche überwältigende Gegenwärtigkeit, welche Schönheit! Es war Heiligkeit, die ich schaute. Etwas war, etwas Größeres war, das mich in sich barg. Der Mutter Arm, des Vaters Arm, wer weiß, aber nein, es war zwar außerhalb von mir, aber es war auch in mir, das Lichtermeer. Ich war weit mehr, als ich gedacht hatte, ich war dieses Größere, dieses Heilige, ich war geborgen in mir selbst. Ich war das Leben, und es gab nichts zu fürchten! In mir

kehrte Friede ein. Alles war gut. Mit diesem Gefühl schlief ich ein. Ich schlief sehr tief und friedlich und erwachte erst wieder, als es bereits hell wurde, durchgefroren zwar, aber glücklich und lebendig wie lange nicht. Wie noch nie vielmehr. Ich lachte. So fühlte es sich also an, ein Sein ohne Angst. Ich kroch den Abhang wieder hoch und wanderte singend zurück zur Hütte.

Über ein Jahr blieb ich dort. Die Hüttentür blieb von jener Nacht an natürlich offen, und wenn es nicht zu kalt war, schlief ich unter freiem Himmel. Geweint habe ich noch oft, nicht nur vor Dankbarkeit, auch aus Traurigkeit. Letztendlich war es mein Jahr des Abschieds. Ich durfte dem sterben, was ich geworden war. Angst um Angst, Glaubenssatz um Glaubenssatz, Konditionierung um Konditionierung.

Ich weiß bis heute nicht, warum ich dann zurück nach Berlin bin. Wir denken uns immer Gründe aus, aber ich glaube, sie stimmen nie. Klar, ich hatte kaum noch Geld. Aber Geld ist nie der wahre Grund. Und klar, ich wollte meinen Namen ändern lassen, aber das war ja nur ein symbolischer Akt, auf den ich sowieso verzichtet hätte, wenn ich gewusst hätte, dass Tag und Ort der Geburt unantastbar sind. Und klar, ich war schon auch neugierig, wie es nach alledem sein würde, wieder hier zu sein. Wie ich es sehen würde. Wie es wäre, nochmal in der Psychiatrie zu sein. Man will's alles nochmal sehen, klar. Aber man kann's nicht mehr leben wollen. Wahrscheinlich wohne ich deshalb nur noch zur Untermiete, immer so kurz wie möglich, in immer anderen Vierteln, nur nie in Zehlendorf, wo mich jeder von früher kennt. Klar, manchmal werde ich nostalgisch. Nicht so sehr, wenn ich an früher denke. Sondern als Hesses Steppenwolf, der allein draußen vor dem Fenster steht und einen Moment lang sehnsüchtig in irgendeine gute Stube blickt.

Am Anfang war es schlimm, da spielte ich nicht damit, da schwelgte ich noch darin wie ein Süchtiger auf Entzug. So entstand das ein oder andere Debakel. Wie das eben so ist, wo der absurde Mensch fassbares Theater spielt. Die Geschichte mit Lisa zum Beispiel, ich war gerade aus Kreta zurück und brauchte kurzfristig eine Bleibe und hatte ihren Aushang im Stadtpark entdeckt, sie wollte ihre Wohnung über die Semesterferien untervermieten. Ich rief gleich an und sagte zu und überwies noch am selben Tag die Miete und holte mir den Schlüssel beim Hausmeister ab, da sie schon nicht mehr in der Stadt war. Und so stand ich plötzlich da, inmitten der Welt dieser fremden Frau, in deren

Bett ich schlafen würde heute Nacht, in deren Welt ich leben würde fünf Wochen lang. Sie war gemütlich, ihre kleine Welt, Altbauwohnung mit hohen Decken, große Fenster, helle Holzfußböden, eine Küche mit Korbstühlen rund um den Holztisch mit Blick auf den Hof, ein Wohnraum, geschmackvoll eingerichtet ohne jeden Kitsch, vorn eine Couch, ein großer verfolgte weiterhin die Bühne: Das tränenreiche Theater, dass ich sie nicht liebe, das hat sie im Grunde für sich selbst aufgeführt, nicht für mich. Wobei, vielleicht auch für mich. Wenn du mich lieben würdest, sagten die Tränen im Grunde, dann würdest du nicht hinter den Vorhang schauen!“

„Und, war Sie Ihnen damals denn untreu, oder wissen Sie es nicht?“

„Haben Sie nicht zugehört? Um Untreue geht's gar nicht. Wo fängt die überhaupt an und wo hört sie auf? Es geht darum, dass ein Ring nichts bedeutet, weil das Band nur Theater ist. Dass dich niemand verlassen kann, weil niemand je bei dir war. Das ist ja der Witz. Nur konnte ich die Pointe damals noch nicht ertragen, geschweige denn darüber lachen. Weil du dem Nichts ins Auge schaust. Von daher stimmt auch die Krankengeschichte nicht, die Sie mir anhängen wollen. Klar hängt alles zusammen. Aber nicht, wie Sie es meinen. Wenn die eigene Welt anfängt, brüchig zu werden, dann zeigen sich die Risse überall. Nur hat sich meine Welt damals ja wieder zusammengesetzt. Bis sie dann endgültig auseinanderfiel im Kloster.“

„Und angefangen, brüchig zu werden, hat es mit dem Suizid Ihres Patienten, den Schuldgefühlen?“

„Ich hatte keine Schuldgefühle damals. Habe ich auch heute nicht. Und warum auch, es war seine freie Wahl. Das Recht muss ein Mensch doch haben. Es ist doch Hybris, es als falsch zu bewerten und ihn daraufhin einzusperren oder sonst wie vor sich selbst retten zu müssen zu meinen. Brüchig wurde es von seinem Spiegelbild in mir her. Vom Trauerzug ins Nichts her, der damals in mir losfuhr. Zunächst konnte ich ja noch einmal abspringen. Später ging es dann nicht mehr.“

„Und von dort gibt es Ihrer Auffassung nach kein Zurück mehr? Haben Sie denn überhaupt versucht, wieder Fuß zu fassen, nachdem Sie aus Asien zurück waren?“

„Ich konnte gar nicht zurück in mein altes Leben. Deswegen habe ich ja gleich nach meiner Rückkehr nicht nur meine neue Stelle, sondern auch die Zehlendorfer Wohnung gekündigt, und alles Inventar verkauft, selbst Julikas Zeug. Und mein Auto gleich mit. Meine Geburtsstadt fühlte sich

ganz und gar nicht mehr wie Heimat an. Ein regelrechter Kulturschock war es, wieder in Berlin zu sein, das kann ich Ihnen sagen. Wie die ersten Tage in Yangon, nur ohne die Sonne, ohne das Lächeln der Menschen, ohne die winkenden Kinder, ohne die Lehren des Buddhas dazu. Ordentlicher, funktioneller, sicherer – das ja – aber kaputtgeordnet, kaputtfunktioniert, kaputtkontrolliert. Kalt und tot von innen her. Und ohne jeden Anflug von Tiefe, ohne jede Möglichkeit der Transzendenz. Deshalb kommt Karl ja auf seine abstrusen Ideen. Und deshalb spiele ich auch mit. Was nicht da ist als Zeitenraum, das muss man eben selber generieren als Geistesraum, will man es leben, es bleibt ja nichts anderes übrig. Und dann füllt man diesen Raum mit Zeit, wo andere ihre Zeit füllen. Ich war keine zwei Wochen hier, da passte alles, was übrig war von meinem Leben, in einen kleinen Rucksack. Mit dem auf dem Rücken ging ich zur Hausverwaltung, um meinen Schlüssel abzugeben, und fuhr von dort direkt zum Flughafen und nahm den erstbesten internationalen Flug. So landete ich in Chania auf Kreta. Gleich am ersten Abend dort kam ich in einem Hafenlokal mit einem Griechen ins Gespräch, ein Typ Mitte 50, der mich an Alexis Zorbas erinnerte, kenne Sie das Buch? Oder den Film?“

Frau Lenov schüttelt den Kopf.

„Jedenfalls tranken wir die halbe Nacht Wein und Raki zusammen. Er hieß Adonis und lebte in einem kleinen Bergdorf keine Autostunde von Chania entfernt am Fuße des Ida. Er liebe die Berge, die Luft dort oben, sagte er. Früher habe er manchmal Wochen am Stück auf der anderen Seite des Ida in einer jahrhundertealten Steinhütte verbracht, in der die Hirten früher einmal Ziegenkäse produziert hätten. Eine einsame Hütte auf zweitausend Meter Höhe, kein Strom, kein Mensch weit und breit, kein Zeichen von Zivilisation, rau sei es und vollkommen unberührt. Ich fragte ihn, ob ich dort leben könne. Kein Problem, sagte er. Wie ich dorthin finde? Er könne mir die Hütte zeigen. Und mir auch regelmäßige Proviant hochbringen. Und so kauften wir mir gleich am Vormittag alles Nötige zusammen – Schlafsack, Gaskocher, Jagdmesser, Taschenlampe, Feuerzeuge und natürlich kiloweise Lebensmittel – nahmen den Bus in die Berge und befanden uns schon gegen Mittag im fünfstündigen Anstieg zur Hütte. Am nächsten Morgen machte Adonis sich allein auf den Rückweg, nicht ohne mir zu versprechen, mir alle vier Wochen gemäß meiner Liste Proviant hochzubringen. Was er auch tat, wobei er immer noch zusätzlich einen kleinen Vorrat an

selbstgemachten gefüllten Blätterteigtaschen und selbstgebranntem Raki mitbrachte.

Allein dort oben war es hart. Viel härter, als ich gedacht hatte. Von den Ur-Ängsten her, die aufkamen. Ich verbarrikadierte abends die Tür und legte mich mit dem Jagdmesser in der Hand aufs Steinbett – und machte trotzdem die ganze Nacht kein Auge zu. Zumal draußen der Wind heulte, dass ich meinte, er fege gleich die Hütte weg, und ständig irgendwelche Geräusche zu hören waren, die ich nicht zuordnen konnte, so dass ich immer meinte, es näherten sich Schritte. Ich sprang mindestens hundertmal die Nacht auf und tastete mich zu einer der Wände vor, um durch irgendeine Ritze nach draußen zu lugen, wobei ich dauernd irgendwo anstieß, es war ja stockdunkel in der Hütte und die Taschenlampe anzuknipsen wagte ich nicht, so paranoid war ich. Tagsüber litt ich nicht an meiner Paranoia, sondern an der Einsamkeit. Wie ein kleines Kind, das im dunklen Wald plötzlich seine Mutter nicht mehr findet, so lief ich die Wege um die Hütte herum ab, immer wieder von Weinkrämpfen geschüttelt, wie ich sie überhaupt noch nie erlebt hatte. Wenn ich mich dann auf irgendeinen Felsvorsprung setzte, die Augen schloss und ein paar tiefe Atemzüge machte, um mich zu beruhigen, dann wanderte das Schluchzen sozusagen nach innen, ich spürte es wie einen Knoten im Herzen, der unendlich weh tat, und so krümmte ich mich und legte mich in Embryonalstellung längs auf den Felsen und weinte mich leise in den Schlaf.

Schon nach einer Woche hielt ich das alles nicht mehr aus und machte mich nach einer weiteren Höllennacht im Morgengrauen auf den Weg zurück ins Bergdorf. Nach ungefähr vier Stunden zügigen Marsches wunderte ich mich, dass ich immer noch nicht an dem kleinen Pfad angekommen war, der auf die nördliche Seite des Berges führt und von dort hinunter ins Tal. Ich war sicher gewesen, mir den Weg gemerkt zu haben, und dennoch, auch nach fünf Stunden, von dem Pfad keine Spur. Bald war es später Nachmittag, und langsam kam Panik auf, zumal ich von Adonis wusste, dass die Temperaturen jetzt im Frühjahr nachts noch weit unter null sinken und heftige Schneestürme ohne Vorwarnung aufbrausen konnten. Und nun stand ich da, auf über zweitausend Meter Höhe, und hatte vollkommen die Orientierung verloren. Einige Irrwege später dämmerte es bereits und mich beschlich die leise Ahnung, dass es aus, dass ich verloren war. Todesangst packte mich. Es wurde immer dunkler, die Gedanken rasten

immer schneller. Kaum mehr bei Verstand, wusste ich instinktiv, dass ich so weit wie möglich bergabwärts klettern und so viel Holz wie möglich sammeln musste. Nur ein großes Feuer konnte mich vor dem Erfrieren retten. Und so stürzte ich die Felsen hinab, ganz als könnte jeder Höhenmeter zu wenig den Tod bedeuten, ganz als käme es auf einen Schädelbasisbruch jetzt auch nicht mehr an. Alsbald gelangte ich an eine Schlucht, die hinabzusteigen unmöglich war. Ohnehin sah ich kaum noch die Hand vor meinen Augen. Jetzt galt es, Holz zu sammeln. Obwohl in der felsigen Landschaft kaum Bäume und Sträucher zu finden waren, scharfte ich im Nu soche Mengen an Brennholz zusammen, dass das Feuer bis an die libysche Küste zu sehen gewesen wäre.

Doch niemand an der libyschen Küste hat jenes ferne Flammenmeer je zu Gesicht bekommen. Ich versiegte Streichholz um Streichholz, es wollte kein Zweiglein entflammen. Nach langem verzweifelten Kampf war auch das letzte Streichholz verbrannt. Ich hatte versagt. Es war aus. Weinend aß ich mein Brot auf und die Oliven samt Kernen und trank die Wasserflasche aus, bis auf einen kleinen Rest, man weiß ja nie. Dann wischte ich mir die Tränen ab. Mein Verstand, durchdrungen von der Todesgefahr, blieb hellwach. Ich müsse die ganze Nacht in Bewegung bleiben und dürfe in keinem Falle einschlafen, so sein Plan.

Erstmals spürte ich die Erschöpfung in Armen und Beinen, meinem Hirn. Ich legte mich nieder, nahm einen tiefen Atemzug und blickte empor, auf die drohenden Umrisse der schneebedeckten Berggipfel und, jenseits davon, in den Nachthimmel. Was für ein gewaltiges Sternenmeer! Ringsum hallten die Echos der Winde wider. Ich sah, ich hörte, ich spürte die ungeheure Macht der Naturgewalten. Und ich wusste, dass ich ihnen vollkommen ausgeliefert war. Und fand mich ab. Ich gab auf. Ich ergab mich.

Plötzlich hörte alles Denken auf. Ich lag ganz still. Aus der Stille heraus sah ich die Stille um mich herum. Welche überwältigende Gegenwärtigkeit, welche Schönheit! Es war Heiligkeit, die ich schaute. Etwas war, etwas Größeres war, das mich in sich barg. Der Mutter Arm, des Vaters Arm, wer weiß, aber nein, es war zwar außerhalb von mir, aber es war auch in mir, das Lichtermeer. Ich war weit mehr, als ich gedacht hatte, ich war dieses Größere, dieses Heilige, ich war geborgen in mir selbst. Ich war das Leben, und es gab nichts zu fürchten! In mir kehrte Friede ein. Alles war gut. Mit diesem Gefühl schlief ich ein. Ich

schief sehr tief und friedlich und erwachte erst wieder, als es bereits hell wurde, durchgefroren zwar, aber glücklich und lebendig wie lange nicht. Wie noch nie vielmehr. Ich lachte. So fühlte es sich also an, ein Sein ohne Angst. Ich kroch den Abhang wieder hoch und wanderte singend zurück zur Hütte.

Über ein Jahr blieb ich dort. Die Hüttentür blieb von jener Nacht an natürlich offen, und wenn es nicht zu kalt war, schlief ich unter freiem Himmel. Geweint habe ich noch oft, nicht nur vor Dankbarkeit, auch aus Traurigkeit. Letztendlich war es mein Jahr des Abschieds. Ich durfte dem sterben, was ich geworden war. Angst um Angst, Glaubenssatz um Glaubenssatz, Konditionierung um Konditionierung.

Ich weiß bis heute nicht, warum ich dann zurück nach Berlin bin. Wir denken uns immer Gründe aus, aber ich glaube, sie stimmen nie. Klar, ich hatte kaum noch Geld. Aber Geld ist nie der wahre Grund. Und klar, ich wollte meinen Namen ändern lassen, aber das war ja nur ein symbolischer Akt, auf den ich sowieso verzichtet hätte, wenn ich gewusst hätte, dass Tag und Ort der Geburt unantastbar sind. Und klar, ich war schon auch neugierig, wie es nach alledem sein würde, wieder hier zu sein. Wie ich es sehen würde. Wie es wäre, nochmal in der Psychiatrie zu sein. Man will's alles nochmal sehen, klar. Aber man kann's nicht mehr leben wollen. Wahrscheinlich wohne ich deshalb nur noch zur Untermiete, immer so kurz wie möglich, in immer anderen Vierteln, nur nie in Zehlendorf, wo mich jeder von früher kennt. Klar, manchmal werde ich nostalgisch. Nicht so sehr, wenn ich an früher denke. Sondern als Hesses Steppenwolf, der allein draußen vor dem Fenster steht und einen Moment lang sehnsüchtig in irgendeine gute Stube blickt.

Am Anfang war es schlimm, da spielte ich nicht damit, da schwelgte ich noch darin wie ein Süchtiger auf Entzug. So entstand das ein oder andere Debakel. Wie das eben so ist, wo der absurde Mensch fassbares Theater spielt. Die Geschichte mit Lisa zum Beispiel, ich war gerade aus Kreta zurück und brauchte kurzfristig eine Bleibe und hatte ihren Aushang im Stadtpark entdeckt, sie wollte ihre Wohnung über die Semesterferien untervermieten. Ich rief gleich an und sagte zu und überwies noch am selben Tag die Miete und holte mir den Schlüssel beim Hausmeister ab, da sie schon nicht mehr in der Stadt war. Und so stand ich plötzlich da, inmitten der Welt dieser fremden Frau, in deren Bett ich schlafen würde heute Nacht, in deren Welt ich leben würde fünf

Wochen lang. Sie war gemütlich, ihre kleine Welt, Altbauwohnung mit hohen Decken, große Fenster, helle Holzfußböden, eine Küche mit Korbstühlen rund um den Holztisch mit Blick auf den Hof, ein Wohnraum, geschmackvoll eingerichtet ohne jeden Kitsch, vorn eine Couch, ein großer Schreibtisch in der Mitte des Raumes, dahinter, abgetrennt durch ein Bücherregal, ein großes Bett, es war stimmig von der Raumaufteilung her, es wirkte nicht vollgestellt, beeengte nicht, man war nicht zu viel, wenn man hier war, im Gegenteil, der Leere wurde noch Raum gewährt, Raum, den man füllen konnte mit seiner Präsenz. „Fühl dich wie zuhause! Und bitte vergiss nicht, die Pflanzen zu gießen...“, stand auf dem Notizblock in der Küche geschrieben, und sie meinte es so, der Kleiderschrank war leergeräumt, damit ich nicht aus Taschen leben musste, das Bett war neu bezogen, und im Badezimmer hingen zwei frische Handtücher sowie ein Bademantel, der nach Weichspüler roch. Ich fühlte mich tatsächlich zuhause in ihrer Welt, in der sie mich willkommen hieß, mich, einen Fremden, dem sie sich zeigte, dem sie vertraute. Oder war es ihr gleichgültig, dass er stöbern könnte in den Schuhkartons auf dem Bücherregal, in der Truhe neben dem Schreibtisch, in den Schachteln unterm Bett, dass er fahnden könnte nach Indizien, wer sie wohl sein mag, welche Farben, welche Schuhe, welche Slips sie tragen mag, der Fotos finden könnte in einer der Schachteln und erfahren, wie glücklich sie in ihrer Kindheit war, wer sie begleitete auf ihren Reisen, ob sie Reisevideos und Briefe sammelt, war es ihr gleichgültig, weil ich ein Fremder war? „Fühl dich wie zuhause! Und bitte genieß mein Tagebuch!“ Oder traute sie es keinem Menschen zu? So naiv würde kein Mensch sein. Waren sie vielleicht leer, die Behältnisse? Ich hob sie Testes halber an, eines nach dem anderen, Karton um Box um Truhe, und nein, sie waren schwer, viel zu schwer, sie mussten randvoll sein, randvoll mit ihr. Was es war, interessierte mich nicht sonderlich, was wir in fremden Truhen suchen, ist letztlich doch immer nur das, was wir vor uns selber verbergen. Natürlich kramte ich trotzdem alles durch auf der Suche nach Nacktbildern oder intimen Filmchen, fand aber keine. Es machte nichts, wir teilten die Gegenwart, wir teilten das Bett. Ich war zum ersten Mal glücklich mit einer Frau. Und als die Wochen vorbei waren und ich neben meinem gepackten Rucksack mit Lisa in der Küche saß, schien es absurd, ihr gleich an der Tür zum Abschied die Hand zu reichen, um auf immer unsere Wohnung zu verlassen, und viel naheliegender, viel

natürlicher, uns auf unser Bett zu werfen und zu lieben. „Es ist nett gewesen, dich kennengelernt zu haben, wir können ja mal einen Kaffee trinken gehen, wenn du in nächster Zeit noch in Berlin bist.“

„Nein“, erwiderte ich.

„Wie bitte?“

„Nein. Jetzt oder nie!“

Es ist das Manko des Spiels mit den Grenzen: Man wird zu durchlässig. Zu schnell. Und dadurch unzurechnungsfähig, auch für sich selbst. Die üblichen Regeln, sie gelten nicht mehr, man weiß: Pläne erfrieren das Leben. Man braucht, man will keine Zukunft mehr, alles oder nichts, Angst oder Liebe, jetzt oder nie, einen Blick, einen Augenblick lang oder für immer.

„Wieso denn, was denn?“, fragte sie verdutzt.

„Ein Blick nur, ein Augenblick, denn dann ist es für immer, dann hat man Ewiges erschaffen, dann hat man gemeinsam den Himmel gefunden, und es spielt keine Rolle, ob man sich je wiedersieht. Und was gibt es Schöneres, was gibt es Heilsameres als diesen Blick, als diesen Augenblick!“

Schön war nicht, was daraufhin geschah, derweil ich vor ihr stand und von Devi und Shiva faselte und ihr versicherte, dass sie mir gefielen, die Inhalte ihrer Schuhkartons, die Farben ihrer Slips, die Worte in ihren Briefen, griff sie zum Handy und rief ihren Freund an, der dann auch innerhalb von Minuten auf der Bildfläche erschien, um sein Territorium zu verteidigen und mich aus der Wohnung zu katapultieren, einschließlic Drohungen für den Fall, dass ich mich je wieder blicken ließe.

Da ich mit dem Rucksack auf dem Rücken die Treppe runterstieg, wurde ich richtiggehend nostalgisch. Hier kam ich ursprünglich her, hier war ich einmal zuhause gewesen. Auch ich hatte einmal in der Blase der Zeit gelebt und die Ewigkeit verloren, Hand in Hand mit einer Frau. Unten im Hof angekommen, stellte ich erstmal den Rucksack ab, zündete mir eine Zigarette an und nahm ein paar tiefe Züge. Breathe in. Breathe out. Good night, dear friends!

Und so kam ich schnell wieder zu Sinnen, die alten Gespenster verschwanden, die Nacht war klar und ich allein und froh, dass es vorbei war, dass alles vorbei und ich nicht mehr ich war, als sich Lisas Küchenfenster öffnete und der Kopf ihres Beschützers herauslugte.

„Verpiss dich!“

"Ich kann es einfach nicht begreifen, Herr Schiller", schüttelt Frau Lenov vehement den Kopf, „wirklich nicht. Vielleicht will ich es auch nicht begreifen. Wie Sie ihr Leben wegwerfen. Und dieses alberne Spiel spielen. Als sei es alles ein Roman. Dabei ist es Ihr Leben..."

„Sie tun, als sei das mein Werk, mein Spiel, mein Roman. So ist es aber nicht. Der Waggon ist abgekoppelt – keine Lok und keine Gleise weit und breit, nur Schnee, Schnee, Schnee und die Spur, die der Wagen sich gebahnt hat.“

∞

Jede Schwalbe vollführt ihre eigenen Kunstflüge. Begegnen sich zwei in der Luft, so fliegen sie halt ein Stück weit zusammen. Nur zum Vergnügen! Von den Dächern gurren die Tauben um die Wette. Gegenüber auf dem Schulhof ertönt der Pausengong, und Kinderscharen laufen lauthals lachend ins Freie. Weiter links hat ein Egoist eingeparkt – vor und hinter ihm noch Platz für je ein halbes Auto. Ein Händchen haltendes Paar interessiert sich nicht dafür. Man schlendert nur so, ohne zu werten, und lutscht genüsslich am Hörnchen-Eis: Alles ist gut! Faszinierend, wie sorgsam hier von früh bis spät am Bühnenbild hantiert wird, Altbauten saniert, Fassaden restauriert, Außenwände neu gestrichen werden. Es erinnert an Madame Hortense, Alexis Zorbas' französische Gemahlin, die alternde Diva, die noch einmal schön sein will für das männliche Auge, das Makeup jedoch viel zu dick aufträgt – und gerade deshalb sticht noch mehr hervor, was das Bunt verbergen soll, ihre dunklen Tränensäcke, die Trauer in ihren Augen, die Bitterkeit der aufgesetzten Fröhlichkeit. Der Mensch spielt heile Welt – und was soll er auch sonst tun.

Ich frage mich, was Karl wohl gerade tut allein in unserem Zimmer, und stelle mir vor, wie er Schach spielt gegen sich selbst und zwischendrin aufspringt und zum Wandschrank marschiert, irgendeine Antwort suchend, und so krame ich den Schuhkarton heraus, den er mir zum Abschied geschenkt hat, „Buchstabe E bis Fe“ steht auf den Deckel geschrieben, dabei sind ganze Galaxien darin enthalten. Ich picke die Karteikarte des Tages:

„ $E = \emptyset + U(x)$ “

Karl hat es gut, er ist jederzeit willkommen in der Klinik, und die übrige Zeit verbringt er in seiner kleinen Bude, seine kleine Rente reicht

fürs Leben. Bei mir hingegen muss bald etwas passieren, will ich nicht auf der Straße landen. Und so ist mein Geist sehr fokussiert gewesen dieser Tage, von der Angst um den letzten Rückzugsort vor dem Wahnsinn der Welt. Notfalls könnte ich nach Kreta zurück, die Fahrt mit der Fähre würde er mir spendieren, meinte Karl, und auch ab und an vorbeikommen und Proviant hochbringen. Er hat aber noch andere Ideen. Zum Beispiel soll ich den Guru spielen, von Bangkok aus, mit buddhistischem Touch.

Gestern hat er mir den Veranstaltungskalender der Max-Schmeling-Halle vor die Nase gehalten. „Hier, das sind alles spirituelle Lehrer. Die Veranstaltungen sind für die nächsten drei Monate ausverkauft. Knapp 12.000 Tickets pro Abend. Macht ‘ne Viertelmillion Euro für zwei Stunden über die Stille zwischen den Worten faseln. Manche füllen noch größere Hallen, die machen ‘ne ganze Million am Abend. Ich schlag vor, ich erstell dir erstmal eine eigene Webseite sowie Profile in den sozialen Medien und kaufe dir je zehntausend Facebook-Freunde und Twitter-Follower, das ist alles nicht teuer – und du übst vorm Spiegel, so lange, bis du dir selber glaubst. Den Guru spielen kannst du doch, hast du doch als Arzt auch gemacht, das haben dir die Leute doch auch abgekauft...“

Er hat natürlich noch mehr Ideen, seine Fantasie treibt die wildesten Blüten. Schreiben soll ich zum Beispiel, und zwar im Stile Bukowskis. Dann aber auch so leben, saufen und ficken und schreiben bis zum Exzess und zu diesem Zweck Vanessa kontaktieren, oder Sara, die Praktikantin, Karl meint es ernst, er hat mir von beiden die Nummer besorgt. „Oder du machst im Kloster Karriere“, meint er, „irgendwas wird doch noch übrig sein von deinem Ehrgeiz.“

Als die Wintersonne die Wolkenfront bricht, kommen mir die Tränen. Von Christine her, vom Auge der Liebe her. Ich gehe in die Küche, trinke einen Schluck Wasser und öffne das Kippfenster ganz.

Von hier aus überblickt man den jüdischen Friedhof. Dort wächst, was wachsen will, und überwuchert die vermoderten Grabmäler. Reglos stehen sie da, Stein um Stein. Es ist ein stiller, ein friedlicher Ort.

Unverblühtes Antlitz der Vergänglichkeit des Todes, verdorrtes Geäst bleibt liegen, niemand kehrt das Herbstlaub zusammen, niemand stutzt das wuchernde Grün und pflanzt Topfblumen anstelle des Unkrauts. Nicht nur die Grabmäler, auch die Baumstämme empor klettert der Efeu – und Vögel zwitschern munter in den hohen Wipfeln. Direkt

neben dem Friedhof befindet sich die Polizeihauptwache, schräg gegenüber ein Kindergarten. Gott habe die Welt, der Mensch Auschwitz erschaffen, sagt Imre Kertesz. Der Mensch hat Gott und Auschwitz erschaffen, denke ich, zweigeteilt hat er sich und hier verehrt und dort vernichtet.

Im nächsten Hinterhof – inmitten der Asphaltwüste – ein kleiner Sandkasten, eine rote Rutsche, zwei blaue Wippen und ein paar Holzbänke. Eine Gruppe Obdachloser trinkt Dosenbier, zwei Rentner ereifern sich lauthals über die Auswüchse der heutigen Zeit („Was die heute verdienen!“) und erörtern in sachlich-nüchterner Manier die Berufseignung ihrer Ärzte („Mein HNO-Arzt drüben in der Frankfurter Straße ist zwar Ausländer, aber gut!“). Eine Dreijährige mit braunen Kulleraugen, herausgeputzt im lila Kleidchen, übt schon für später. Sie fährt keine scharfen Kurven mit ihrem neuen Dreirad, sondern langsam und würdevoll entlang der Bänke, mit hoch gestrecktem Kopf. Eine kleine Lady.

Im Nachbarhof ein Pubertierender, der die Mutter anschreit, weil sie Recht hat. Die Amsel sitzt wie immer auf der höchsten Antenne und singt. Ich glaube nicht, dass sie sich tragisch vorkommt dabei. Es gibt auch Sittiche hier in der Gegend. Man sagt, sie seien aus ihrem Käfig im Zoo befreit worden – aber das ist wahrscheinlich eine romantische Verklärung. Irgendjemand wird keine Lust mehr gehabt haben auf den Dreck in seiner Wohnung – und was zu erfrieren bestimmt gewesen war allein dort draußen in der Kälte, das hat gegen alle Wahrscheinlichkeit den Winter überlebt, der Menschheit zum Trotz. Der Blick sucht nichts und findet alles, die Ratten, die über den Friedhof rasen, die Nachtfalter, die um die Straßenlampe schwirren, und schließlich den Mond, ein orangeroter Ball, der – kitschig genug – gleich über dem Friedhofseingang hängt und heller leuchtet als alle Laternen.

„Gleis 3, bitte einsteigen! Türen schließen selbsttätig!“ Der Waggon bleibt fast leer, Gott sei Dank. Abfahrt pünktlich auf die Minute! Unaufdringlich leise bahnt sich der Zug den Weg durch Raum und Zeit. Die Gleise ziehen sich durch Dörfer, die keiner kennt. Die Bäume sind kahl, ringsum sprosst es grau, bis auf das Gras auf den Feldern, ein Teppich auf frostiger Erde, tiefgrün, auch jetzt noch, in der Dämmerung.

Weitere Bücher im Verlierer Verlag

VIA NEGATIVA SERIE BELLETRISTIK:

Der goldene Schuss

Affe in Großformat

Der Kuckuck unter Heras Gewand

Schreiben für niemanden

VIA NEGATIVA SERIE PHILOSOPHIE:

Duett

Fickt euch alle

Yoga, Gicht und Hämorrhoiden

Negative Philosophie